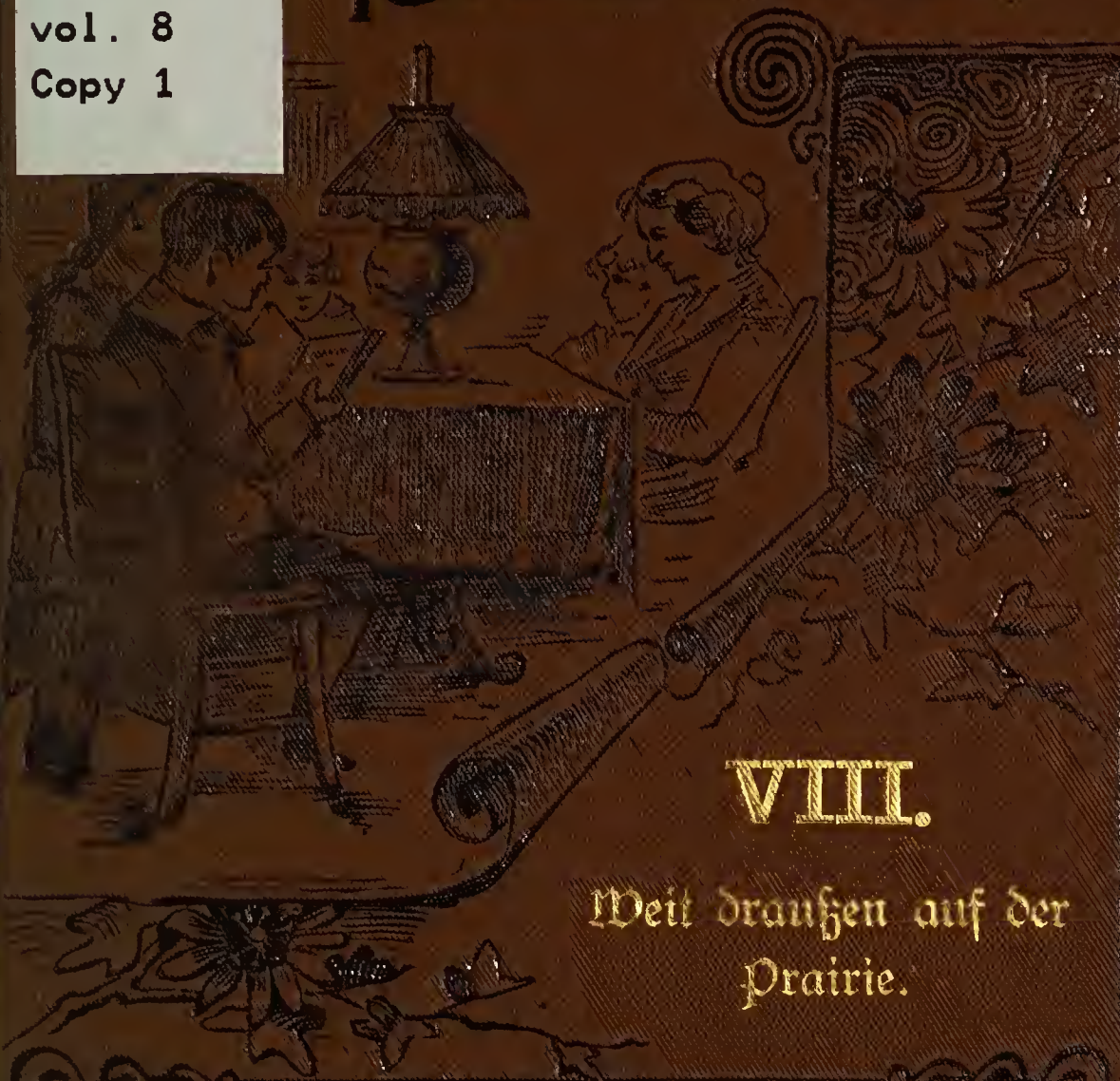
FT
MEADE

PZ 31
.C4
vol. 8
Copy 1

STLICHE JUGEND BIBLIOTHEK



VIII.

Weit draußen auf der Prairie.

DEUTSCHES VERLAGSHAUS
CLEVELAND, O.

LIBRARY OF CONGRESS.

PZ3

Chap. Copyright No.

Shelf C14

UNITED STATES OF AMERICA.

en

Christliche

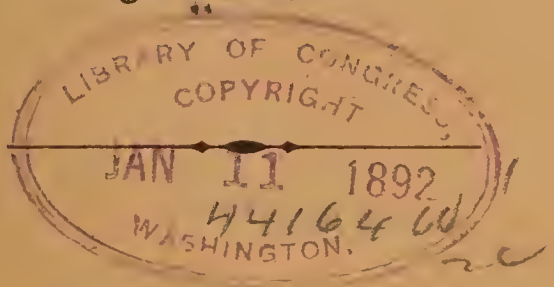
Jugend-Bibliothek.

VIII. Bändchen.

Weit draußen auf der Prärie.

Eine Erzählung von den Leiden und Freuden der frischen Ansiedler.

F. Grether.



Deutsches Verlagshaus
der Reformirten Kirche in den Vereinigten Staaten,
Aug. Becker, Geschäftsführer.
1134—1138 Pearl Straße, Cleveland, O.
1891.

PZ31
C4

Entered, according to Act of Congress, in the year 1891, by the
GERMAN PUBLISHING HOUSE OF THE REFORMED CHURCH,
IN CLEVELAND, O.,
In the Office of the Librarian of Congress, at Washington, D. C.

Vorwort.

Den christlichen Freunden, die so bereitwillig zur Mildthätigkeit für die Nothleidenden in Dakota beigesteuert haben, sei dieses Büchlein dankbar gewidmet. Sie werden aus demselben, da es die Zustände jenseits des Regengürtels in knappen aber graphischen Zügen schildert, einen Einblick thun können in die dortigen Verhältnisse. Die Nachkommen, welche das mühselig errungene Erbe der Väter antreten, wissen oft nicht, welche Kämpfe es gekostet hat. Darum achte ich, es sei recht und billig, für spätere Geschlechter das Leben der Pionire aufzuzeichnen.

F. G.

Franklin, Wisconsin, den 2. April 1891.

Inhaltsverzeichniß.

Kapitel.		Seite.
I.	In die Stadt	1
II.	Ein alter Brummbart und ein kleiner Kuhhirt	7
III.	Tollkraut	17
IV.	Ein reicher Herr	27
V.	Aus der Finsterniß ins Licht	35
VI.	In der Stadt	45
VII.	Nach Hause	51
VIII.	Frank Miller	58
IX.	Zu Hause	64
X.	Der Doktor	74
XI.	Pferdekauf	84
XII.	Ein Wütherich	90
XIII.	Wenn der eine liebe Kaffee nicht wäre	100
XIV.	Schallmeierei	110
XV.	Büffelknochen	118
XVI.	Wilde Gänse	126
XVII.	Ob Gott parteiisch ist?	132
XVIII	Gummipferde	139
XIX.	Vernichtete Freude	147
XX.	Hagar	155
XXI.	Das Zuklappen der Falle	162
XXII.	Abschied	170

I.

In die Stadt.

Jobbele saß, trotz seiner vier Jahre, wie ein Mann auf dem großen Wagen und hielt die Leine. Die Pferde standen zwar wie Klötze, aber Jobbele rief immer, Hoh! und schalt sie gehörig aus. Da; der Schimmel hatte ihm die Zügel aus den Händen geschwänzelt; er mußte vom Sitz in den Wagenkasten herabsteigen um sie zu greifen. Nun schwänzelte die Fänny und riß sie ganz auf den Boden.

„Vater, komm!“ rief Jobbele erregt; „die Rosse brennen durch. Madelene, sag 'em Vater — hoh! — jetzt laufen sie — hoh! hoh! Vater komm schnell; der Schimmel hat den Kopf geschüttelt, er will durchbrennen.“

Der Vater warf noch einen Sack Weizen auf den Wagen, dann ergriff er die Zügel und stieg auf. „Also zweihundert fünfzig meinst du, Mutter?“

„Ja," antwortete diese; damit können wir schon fertig werden. Sei brav, Jobbele."

Die Pferde zogen an. „Bring mir auch Zuckerle mit," rief die sechsjährige Madalene ihnen nach.

Es war ein sonniger Septembertag, der Höhenrauch lag mit seinem Zauber auf dem Horizonte, die Luft schien zu zittern, Sommerfäden schwebten und schillerten auf allen Seiten und die stahlblauen Erdschwalben flogen immer vor den Pferden hin und her, hin und her und her und hin, meilenweit das Fuhrwerk verfolgend, als wollten sie Vater und Sohn in ein unsichtbares Elfennetz einweben. So fuhren sie langsam dahin, über ihnen die tiefe Himmelsbläue, unter ihnen und so weit das Auge spähen konnte — dreißig Meilen wenigstens—Gras, Gras; kein Baum, kein Strauch, nur weißgebleichtes Gras. Hundert Meilen hätten sie fahren können, und es wäre ihnen nicht möglich gewesen auch nur eine Reitpeitsche zu brechen.

„Vater," sagte Jobbele. Der Vater war in Gedanken vertieft, die Anrede mußte wiederholt werden.

„Vater, was ist das?“ Er zeigte südwärts. „Ich weiß nicht,“ sagte der Vater, „das muß eine Stadt sein.“

„Aber die Häuser stehen ja alle auf dem Kopf; sieh, die Stadt hängt in der Luft.“

„Richtig; das ist eine Luftspiegelung.“ „Was ist das Vater, eine Luftspiegelung? fragte nach einer Weile der Kleine. Der Vater war aber wieder in Gedanken versunken. Jobbele fragte noch einigemal, aber, da er keine Antwort erhielt und außerdem auf sein kindliches Gemüth der Zauber der herbstlichen Prairie einwirkte, verstummte er allmählich und schaute träumerisch um sich her. Und so fuhren die Beiden miteinander.

Von weitem schon merkte Jobbele daß sie sich einem kohlschwarzen Landstrich näherten. Was das war wußte er schon, und brauchte nicht zu fragen; hatte er doch selbst vor wenigen Tagen noch mit angesehen wie Vater und Mutter und seine Brüder, Jakob und Friederich, und sogar die kleine Madelene miteinander das Prairiefeuer bekämpften, welches kaum eine Viertelminute nördlich von ihrer Rasenhütte durchlief. Hatte er doch schon seit mehreren

Wochen beinahe jeden Abend am Horizonte die Feuerzungen gesehen, welche bald hinter einem länglichen Hügel verschwanden, daß man nur den Feuerschein am Himmel sah, bald wie ein Regiment flammender Soldaten über die Anhöhe wegkletterten. Hatte nicht Nachbar Klaus jüngst erzählt, daß er und seine Mutter, womit er seine Frau meinte, die ganze Nacht bis gegen drei Uhr das Feuer bekämpft hätten? Als sie dann nach Hause wollten, konnten sie den Weg nimmer finden und mußten, wohl oder übel, sich in's Gras legen, bis es dämmerte. Bei Tagesanbruch sahen sie gerade vor sich einen Stall und ein Haus. Das Gehöft mußte wohl einem ihrer nahen Nachbarn gehören, meinten sie, konnten es aber, weil sie noch ganz irre waren, nicht erkennen, bis endlich der Frau ein Licht aufging und sie ganz überrascht rief: „Das ist ja unser Haus!"

Alle diese Gedanken gingen unserm Jobbele durch den Kopf. Ihm kam es zuletzt vor, er könne auch nicht mehr nach Hause finden und müsse sich wohl oder übel in's Gras legen. Plumps! Da fiel er vom Sitz in den Wagenkasten. Sein Vater legte ihn etwas bequemer in's Heu, das er zum Füttern

mitgenommen hatte, und ließ ihn schlafen. Damit fuhr er auch in den schwarzen Streifen hinein, den das Lauffeuer gebrannt hatte. Sein Gemüth wurde noch düsterer gestimmt durch die schwarze gebrannte Oede, in der stundenlang keine Abwechslung eintrat; es sei denn, daß die weißen Kalksteine, welche in der Schwärze, wie die grinsenden Zähne eines Todtenkopfes umherlagen, für Abwechslung gelten könnten. Und doch haben diese Steine etwas Merkwürdiges an sich. Sie liegen meist in größeren und kleineren Ringen da. Solche Steinringe oder Kreise trifft man in Dakota zu Tausenden. Wer hat sie so hingelegt? Die Indianer? Wahrscheinlich; aber wozu? Sie haben auf den Reisenden, der langsam über und neben sie wegfährt, zumal an so einem Herbsttage, eine beinahe unheimliche Wirkung. Es ist wie wenn die ganze Welt verhext wäre. Zu diesen kommen noch die tiefgetretenen Büffelpfade hinzu, die gewöhnlich auf einen Weiher oder kleinen See auslaufen, wo diese Wüstenheerden tranken oder Salz zu lecken pflegten. In dieser Jahreszeit sind die meisten ganz, oder bis auf ein kleines Becken in der Mitte, ausgetrocknet, und bei vielen bedeckt eine weiße

Kruste von Laugensalz die Fläche, wo im Frühjahr noch Wasser gestanden hat.

Valentin Gluckkopf hatte aber heute für diese Merkwürdigkeiten kein Auge; seine Seele war nach innen gewendet.

II.

Ein alter Brummbart und ein kleiner Kuhhirt.

So fuhren Vater und Sohn den lieben langen Tag, denn die Stadt lag sechsunddreißig Meilen südostwärts von ihrer Wohnung. Am Nachmittage desselben Tages bekam Frau Gluckkopf Besuch von einem Nachbar. Derselbe wohnte zwar fünf Meilen westlich, aber auf der Prairie reicht die Nachbarschaft sehr weit.

„Grüß Gott, Kathrine."

„Schön Dank, Peter. Na, wo willst denn du hin?"

„Wo ist der Velti?"

„Er ist in die Stadt gefahren."

„Will er aufpruven?" fragte Peter Maaskörbel.

In Dakota konnte man nämlich damals von der Regierung auf dreierlei Weise Land bekommen. Man konnte eine Heimstätte aufnehmen, dann mußte man fünf Jahre auf dem Lande wohnen, um einen

Besitztitel zu erlangen; oder man pflanzt zehn Acker Wald und tritt in den vollen Besitz der 160 Acker, sobald die Bäume eine gewisse Höhe und Dicke erlangt haben; oder man bezahlt zehn Schilling ($1.25) den Acker, d. h. zweihundert Dollars für hundertsechzig Acker, und bekommt, nachdem man sechs Monate darauf gewohnt und dieses Geld nebst Gebühren einbezahlt hat, ein Patent von der Regierung. Das heißt man im Westen „aufpruven". Darum fragte Herr Maaskörbel: „Will er aufpruven?"

„Ja," antwortete Frau Gluckkopf; „wir müssen noch etwas Geld haben für den Winter, denn wir haben fast gar nichts geerntet. Keinen Tropfen hat es zwischen Saat und Ernte geregnet."

„Ich sehe," sagte Maaskörbel, „euer Flachs geht jetzt erst auf."

Das macht der Regen, den wir vorige Woche hatten," sagte Frau Gluckkopf, und fuhr mit der Schürze in die Augen. „Unser Herrgott scheint sich auch gar nicht mehr um uns zu bekümmern."

Da ward eine große Stille im Zimmer, die keine Uhr mit ihrem Picken unterbrach; denn es war

keine im Hause. Die kleine Madelene hatte sich an die Mutter geschmiegt, sie erst eine Weile verwundert angesehen und dann ihr Köpfchen mit Schluchzen in deren Schooß geborgen. „Kathrina," unterbrach endlich Herr Maaskörbel die Stille, ich hab' dir schon oft gesagt, du sollst nicht so reden vom lieben Gott. Er meint's gut mit uns. Er wird uns schon durch den Winter bringen. Du mußt nicht murren."

„Der Velti ist auch so niedergeschlagen," meinte Katharina, und wollte damit die Ermahnung von sich ablenken.

„Eben darum," erwiderte Maaskörbel, „wenn eins den Muth verliert, so kann das andere es aufmuntern; wenn aber beide den Kopf hängen lassen — und was kann's nützen? Wir machen unser Kreuz und Leid nur größer durch die Traurigkeit. Gott kann wunderbar helfen. Bet' du fleißig und bring dem Velti, wann er wiederkommt, ein freundliches Gesicht entgegen. Ich werde morgen Abend wieder kommen. Gott befohlen." Damit war er zur Thüre hinaus. Peter Maaskörbel konnte die Weiberthränen schlechterdings nicht ausstehen. Wenn

seine Frau was zu greinen hatte, mußte sie sich hinter dem Ofen oder gar hinter dem Heuschober verstecken, um ihm aus dem Wege zu gehen.

Er war ein launiger Mensch, der bald seinem Unwillen mit Scheltworten Luft machte, bald Anfälle der größten Zärtlichkeit hatte; es war dies aber eine Bärenzärtlichkeit. Wenn er seiner Frau oder seinen Kindern drohte, ihnen alle Knochen im Leibe entzwei zu schlagen, so hätte ein Fremder allenfalls sich zu der Meinung verleiten lassen, daß er ein Feuerfresser der schlimmsten Sorte sei; aber seine eigenen Leute kannten ihn besser.

Während er so über die Prairie dahinwandelte, schien er mit einem unsichtbaren Wesen zu streiten. Zuweilen stand er still, ballte die Faust und verdonnerte die Schattengestalt. Dann sprang er mit erhobenem Stock auf dieselbe und zerschlug und zerstieß sie, wie Grütze im Mörser. Du Blutsauger; du dreidoppelter Erzhallunke! Zollweise sollte man dich totmartern. Aufhängen sollte man dich auf einen Galgen dreimalhunderttausend Meilen hoch, und deine Knochen im Winde baumeln und klappern

lassen bis zum jüngsten Gericht. Du Leuteschinder du —.“ Damit sprang er ihm auf den Kopf und zerstampfte diesen „faulen Kürbis“, wie er ihn nannte, zu Brei. So hatte er endlich sein Müthchen gekühlt nnd fing an etwas gelassener zu werden.

Er kam an die Biegung eines Baches, wo dieser einen etwas größeren Tümpel bildete. Zwei wilde Enten flogen kreischend auf. Er setzte sich auf das Rasenufer und trocknete den Schweiß von der Stirne, hatte er doch einen harten Strauß glorreich bestanden. Mit einemmal fuhr etwas über das Wasser, wie wenn ein unsichtbarer Kiel dasselbe pflügte. Bei näherer Betrachtung gewahrte er in der Spitze des Kielwassers einen Schnurrbart. „Du Milchbart,“ schrie er, „du bist noch nicht trocken hinter den Ohren und willst ehrlichen Leuten, Familienvätern, deren unmündige Kinder nach Brot schreien — du willst ihnen das Brot rauben!“ Da schlug der Milchbart, der allerdings nicht ganz trocken hinter den Ohren war, ein Purzelbaum und entpuppte sich als dunkelbraune Bisamratte. „Ja so,“ murmelte Maaskörbel, ich habe halt an den dort gedacht,“ und er zeigte mit dem Stock nach

Südosten. „Na, du bist ein niedliches Thier, dir will ich nichts zu Leid thun. Du nimmst zwar auch was dir nicht gehört; ich will wetten, du hast dort in deinem Winterbau nicht weniger als einen halben Scheffel guten Weizen aufgespeichert; aber Gott gönn' dir's, du mußt auch leben, gelt Kleiner?" Die Ratte schlug wieder einen Purzelbaum, was so viel wie „Ja" heißen sollte, und Peter Maaskörbel erhob sich und pilgerte weiter.

Als er sich seiner Wohnung auf dreiviertel Meilen genähert hatte, stieß er auf eine Heerde Rindvieh. Es waren seine und des Nachbars Kühe, Rinder und Kälber, elf Stück im Ganzen. Ein kleiner Knabe wird Kälber und junge Löwen und Mastvieh mit einander treiben," heißt es in der Bibel. „Damit ist die Zeit abgebildet, wo, wie der Herr Jesus sagt, alles eine Heerde und ein Hirt sein wird. Das wird eine Zeit des Friedens und der Glückseligkeit sein. Gott gebe, daß sie bald komme." Hier bei dieser Heerde war auch ein kleiner Knabe, kaum acht Jahre alt. Maaskörbel und sein Nachbar hatten zusammen ihn gedungen. Vier Dollars den Monat bekam der tapfere kleine Hirt zum Lohn,

nebst Kost und Wäsche und Strohsack, oder wenn ihr wollt, Flohsack; denn diese Springer und Zwicker— Flöhe nämlich, waren in besagter Jahreszeit so reichlich vorhanden, daß man sie hätte raffen können, das heißt, wenn sie nicht so blitzflink wären. Das Flöhefangen ist eine feine Kunst, wer es versteht. Hat später einmal ein geistlicher Herr an einem Herbstwochentage Abends in dieser Gegend gepredigt. Es fanden sich auch mehrere Drescher ein, die selbigen Tages fleißig ihrem Handwerk obgelegen hatten. Die brachten eine solche unzählbare Menge dieser Kreatürlein mit, daß dem geistlichen Herrn ob der Krabbelei an den Beinen ziemlich menschliche Gedanken kamen, so daß er seine liebe Noth hatte, die geistlichen und menschlichen Gedanken auseinander zu halten. Er predigte jedoch mit Todesverachtung darauf los, je länger, desto lauter und eifriger, und vergaß darüber zuletzt auch der Plage.

Unser Hirtenknabe nun hatte auch den Kampf damit aufgenommen. Draußen auf der Trift, wo kein menschliches Auge ihn sah, wußte er was zu thun war. Als Maaskörbel so unverhofft über ihn kam, stand er da splitternackt.

„Peterle, was treibst du?“ rief der Alte ihm zu. Er fuhr zusammen, hätte beinahe einen Herzschlag bekommen.

„Ich —, ich —,“ stotterte Peterle, „ich hab' Flöh' gfange.“

„Ach so! Na, zieh dich nur an, das macht nichts. Brauchst dich nicht zu schämen, hab's auch schon so gemacht.“

Löwen hatte Peterle keine in seiner Heerde, aber einen bösen Bullen, oder Hummel, wie er hier genannt wird, hatte er darin gehabt, und der war eben so schlimm; war er doch einmal, als Peterle sich in sein rothes Taschentüchlein schnäuzen wollte, so wüthend geworden, daß er das arme Kind über den Haufen rannte und tot getrampelt hätte, wenn nicht Frau Maaskörbel dazugekommen wäre.

Es war nämlich früh Morgens, als er das Vieh erst aus dem Viehhof gelassen hatte gerade vor'm Haus. Seit der Zeit hatte man den Wüthrich zu Hause behalten.

Maaskörbel hatte, als er zu seiner „Mutter“ in's Haus trat, den bösen Feind, dem er den Kopf

zertreten hatte, ganz vergessen. Ein behagliches Schmunzeln spielte um seinen Mund.

„Was hast denn du wieder?“ frug ihn seine Frau.

„Rathe mal, Mutter, was ich eben gesehen habe.“

„Oh, ich weiß schon; 's Peterle hat wieder Flöhe gefangen.“

„Ihr Weiber wißt aber auch Alles,“ fing er wieder an zu brummen. „Woher weißt du's?“

„Das thut er öfter; hab' es selbst schon einmal gesehen.“

„Hat er auch seinen Becher diesmal mitgenommen?“ fragte Maaskörbel.

„Ja; er hatte ihn aber vergessen; ich hab' ihm noch nachgerufen.“

Den Becher hatte man dem Peterle gekauft, daß er etwas Milch von der Bläß melken konnte, wenn ihn der Durst plagte. Das Wasser im Bach war zu salzhaltig, man konnte es nicht trinken. Ein Lese-Buch hatten seine Oberherren ihm auch gekauft. Peterle besah auch jeden Tag fleißig die Bilder, aber gelesen hat er wunder wenig. Zum Zeitvertreib

baute er sich kleine Häuser oder Ställe aus Feldsteinen, oder schlief mitunter auch eine Tour, derweilen seine Heerde nach Belieben mauste und schmauste, im Getreide nämlich; was dem armen Peterle manches Scheltwort, ja zuweilen auch eine Tracht Schläge eintrug. Er vertheidigte sich zwar immer damit, daß er sich nimmer hätte vor Schlaf retten können. „Ich' war so — au, au — so müde — au!" Aber er sollte nicht müde werden. War er nicht regelrecht gedungener Viehhirt, der seine vier Dollars den Monat zum Lohn bekam? So dachte Frau Zinkeisen, deren Bekanntschaft wir im folgenden Kapitel machen werden.

III.

Tollkraut.

Peterle pflegte zur Mittagessenszeit mit der Heerde nach Hause zu kommen. Er wohnte bei dem Nachbar Maaskörbels, der Zinkeisen hieß, Georg Zinkeisen. Die Frau dieses Hauses war schlecht und recht, nach ihrer Meinung, das heißt, sie hielt sehr darauf, daß andere Leute ihre Pflicht thaten, wie sie selbst die ihrige. Sie war es, die dem Hirtenbüblein die nöthigen Ermahnungen mündlich und schriftlich zukommen ließ. Die schriftlichen Ermahnungen standen in blauer Schrift auf Peterles Rücken, wo er sie zwar nicht mit den Augen, aber desto besser, wie die Blinden, mit dem Gefühl lesen konnte. Sie war ein heroisches Weib, viele scharfe Rünzelchen um den Mund, graue bohrende Augen und einige Muttermale, mit je zwei bis drei langen Haaren im Gesicht. Da sie selbst keine Kinder hatte, ging Peterle bei ihr statt bei Maaskörbels in die Kost.

Nun traf es sich öfters, daß Peterle, der na-

türlich keine Uhr hatte und mit der Sonne nicht recht Bescheid wußte, vor der Zeit mit seiner Heerde angetrollt kam. In Folge dessen mußte Zinkeisen bei Gelegenheit ein Horn von der Stadt mitbringen, und Peterle sollte dann nicht eher kommen bis Frau Susanna Zinkeisen ihm geblasen hätte. Da geschah es aber, daß Peterle einige Male zu weit fortgegangen war mit dem Vieh, oder der Wind war dem Schall nicht günstig, und es fing schon an zu dämmern, ehe er seine Heerde einbrachte. Ein Stück Brot nahm er allerdings jeden Morgen mit; aber was war ein Stück Brot für einen kräftigen Burschen wie Peterle?

Schon das erste Mal, wo er das Tuten überhörte, hatte er ein ihm unvergeßliches Erlebniß. Als die Mittagszeit kam, wurde er so hungrig, daß er es kaum aushalten konnte. Er fing an seine Heerde näher zum Hause hinzutreiben und horchte, ob Frau Susanna denn nicht bald im Sinn habe zu blasen. Das hatte sie aber schon längst gethan, nicht einmal oder zweimal, sondern zehnmal. Dann kam eine Nachbarin auf Besuch, der sie erst etwas vorschimpfte von ihrer Noth mit dem Kuhhirten, so-

dann aber auf einen andern Gegenstand zu sprechen kam, und darüber Peterle rein vergaß. Er war sehr, sehr hungrig aber heim durfte er nicht. Ihm schwindelte schon und er fing fast unbewußt an, Gras zu kauen. Da überkam ihn ein Taumel, er machte allerlei verrückte Streiche, worüber sein Caro, der sonst ein ernster Hund war, der mit Würde seine Pflicht versah, sich höchlich verwunderte, endlich aber anfing ihn anzubellen und fast ebenso tolle Sprünge zu machen, wie Peterle.

Da, was war das? Es klingelte ihm um die Ohren, er hörte ein Geflüster und Gezischel, ganz leise, aber doch vernehmbar, als ob unsichtbare Wesen ihn umschwirrten. Und so war es auch. Was seine Augen da zu sehen bekamen, kann kein Mensch genau beschreiben, theils weil es aller Beschreibung spottet, theils weil Peterle selbst nie etwas Zusammenhängendes darüber erzählte. Setzen wir die Bruchstücke, die er von Zeit zu Zeit fallen ließ, zusammen, so kommt etwa Folgendes dabei heraus.

Er konnte erst eine Weile nichts sehen, es flimmerte ihm so vor den Augen; aber nach und nach schien es ihm, als ob ein Rauchnebel vor ihm

zerfließe und — er war in eine andere Welt versetzt. Alles, was er da sah, war außersinnlich, aber überirdisch schön. Nein, so etwas war ihm bisher nicht im Traum vorgekommen. Er saß mäuschenstill und guckte und lauschte. Hunderte von kleinen lustigen Wesen, kaum drei Zoll hoch, spielten um ihn herum im Gras. Sie sahen aus wie Menschen, aber Menschen waren es nicht; dazu waren ihre Leiber zu flüchtig und geisterhaft. Lange konnte er nichts deutlich entwirren, aber endlich merkte er, daß sie alle um zwei andere heruntanzten. War das nicht ein König, wie er ihn in seinem Buche abgebildet sah, und eine Königin, nur tausendmal schöner? Auf ihren Häuptern funkelten und strahlten zwei winzige Kronen, nicht größer wie die Schalen der Haselnüsse, die sein Vater ihm einst zu Weihnachten von der Stadt gebracht. Ei, da kommt ein dottergelbes Glaswägelchen mit vierundzwanzig buntscheckigen Heupferden bespannt! Auf jeder Heuschrecke saß ein Mann mit feuerrothen Hosen, und himmelblauem Mantel, auf dem Kopf einen weißen Stülphut mit einer Kolibrifeder, die darüber hin wollte und beinahe ein Viertelzoll lang war. Auf dem Wagen

saß eine Musikkapelle, lauter winzige Männer, die hatten Flöten und Posaunen und allerlei Blasinstrumente, wie Grashälmchen so dick, von durchsichtigem rothen Golde. Ihrer zwei trommelten aus Leibeskräften, der eine auf einer kleinen, der andere auf einer großen Trommel an Gestalt und Größe wie ein Fingerhut. Diese stand mit dem Fell—es war wohl Mausfell, — nach oben gekehrt. Der Trommler, der diese Trommel schlug, schien nicht recht zwischen die andern Musikanten zu passen, er sah so schelmisch drein, er machte, als sie an Peterle vorbeifuhren, ein spöttisches Gesicht, sprang auf die Trommel und tanzte und machte allerlei possierliche Sprünge, wobei er öfter weit in die Höhe geschnellt wurde und hoch in der Luft verschiedene Kunststücke ausführte. Die Musik war manchmal laut, wie das Getrampel einer großen Heerde Sonnenkäferchen, manchmal leise, wie das Athmen eines neugebornen Johanniswürmchens, aber wunderlieblich anzuhören, so daß Peterles Herz ihm vor Wonne zerfließen wollte, und zerflossen wäre, wenn nicht der tolle Trommler ihn wieder zum Lachen gereizt hätte. So fuhren diese vorüber. Ihnen folgte ein Trupp Reiter auf nuß-

braunen und schwarzen Grillen; sie hatten apfelgrüne sammtene Hosen und weißlederne goldgesprenkelte Jacken. Jeder trug eine mächtige Knallbüchse vom Federkiel eines Zaunkönigs sorgfältig gearbeitet. So wie ihrer je vier und vier vor dem Königspaar vorüberzogen feuerten sie Salutschüsse in die Luft. Das war ein Geknatter und Geknalle, daß einem hätte angst und bange werden mögen. Es wurden auch wirklich einige der Reitthiere scheu und brannten durch. Es war nahe daran, daß alles in Unordnung gerieth. Da kam plötzlich ein Marschall daher gesprengt auf einem kolossalen Heupferde, das wenigstens seine dreiviertel Unzen wog, ein feines Thier, scheinbar aus des Königs eigenem Gestüte. Mit zwei Sätzen hatte der Marschall die flüchtigen Grillen niedergeritten, die er dann mit seinem Spieß, einem Bienenstachel, so bearbeitete, daß sie ganz kirre wurden und sich wie Lämmer wieder in Reih und Glied zurückleiten ließen, nur daß die eine noch eine Weile schlimm hustete.

Nach den Reitern kamen vier Mann, die trugen einen Strohhalm, auf dem saß rittlings ein alter Waldbruder, mit langem, schneeweißen Barte. Diese

hielten vor dem Könige still. Da stieg der Waldbruder von seinem Strohhalm, den man bis auf den Boden niedergelassen hatte, ziemlich unbeholfen ab, und verbeugte sich vor dem König und der Königin zur Erde, und sprach: „Herr König, nimm es nicht übel, wenn dein Knecht redet. Ich bin gekommen aus fernem Lande, aus einem dämmerigen Walde, wo noch keines Menschen Fuß gewandelt hat, außer vor Jahren rothe Männer. Dort träumte mir, ich sähe jeden Tag einen Knaben, Namens Peterle, im fernen baumlosen Westen, eine Heerde Vieh zur Weide treiben, und zwar in deinem Gebiet, o König. Diesen Knaben möchte ich von dir erbitten, daß er deinem Knechte diene im dämmerigen Walde. Da soll kein Mensch mehr ihn schlagen dürfen, und ihn soll nicht mehr hungern. Er wird Honig und wilde Trauben und Pflaumen essen, und wird erstarken zum Manne, den Wolf zu erlegen und den wilden Bären, die mir, o König, großen Schaden zufügen und meine Klause fast täglich zertrampeln.

Der König antwortete: „Komme morgen wieder, ehrwürdiger Greis, und ich werde dir sagen meine Entscheidung.“

So zogen auch diese vorüber, und es folgte wieder eine lange Reihe bunter säbelbeiniger Reiter auf Maikäfern, mit Armbrust bewaffnet. Ihre Kleider waren von Kopf zu Fuß aus buntem Leder verfertigt. Dann kamen durch die Luft auf Schmetterlingen und Molkendieben, die schönsten Knaben und Mädchen, deren unbeschreibliche Tracht in den prächtigsten Farben schillerte. Diese sangen im vorüberschweben ein wunderfüßes Liedchen. Dann kam ein langer Bengel, der in den Strümpfen ganz gut seine fünfthalb Zoll maß, der drückte einen Schiebkarren vor sich her. Darin saßen zwei winzige Kinder, die hatten Grübchen in Händen und Wangen, und sahen allerliebst aus. Man hätte einen Fingerhut über sie stülpen können, so klein waren sie. Der Mann mit dem Karren bat den König, ihm Recht zu schaffen. Er sei ein armer Mann, der nicht mehr selbst seine Kinder ernähren könne. Nun wollten seine Nachbarn die Kinder ihm abkaufen, um Vieh zu hüten, und sie seien doch noch so klein. Er möchte sie so gerne behalten, und habe doch nichts mehr für sie zu essen. Heute habe er ihnen den letzten Honigbeutel gegeben, der im Hause war, und er sei zu steif in den

Knochen um ferner noch Hummeln und Immen zu erlegen. Da befahl der König seinen Mundkoch: „Gehe hin und mache diesem armen Manne ein gutes Gericht, daß er sich einmal satt essen kann.“ Es dauerte nicht lange, da wurde ein Tischchen von poliertem Türkis aufgestellt. Die Diener, die so dick wie lang waren, trugen dampfende Perlenschüsselchen auf, und der Lange langte zu. Dem Peterle lief das Wasser im Munde zusammen. Er hätte so gerne auch zugegriffen. Das mußte wohl einer der Diener merken, denn er nahm ein Eichelnäpfchen und löffelte so viel hinein, daß ihrer zwei daran zu tragen hatten. Die brachten es zu ihm und hielten es ihm an den Mund, aber jedes Mal wenn er daraus trinken wollte, baumelte ein grüner Frosch mit seiner kalten Schnauze ihm aus der Suppe gegen die Lippen. Darüber wurde er zuletzt so unwillig, daß er mit den Fingern schnippte, daß das Näpfchen weit fortflog und den König gerade in den Leib traf, daß er vom Thron stürzte.

Wer weiß wie lange noch dieses Traumbild sich hätte fortgesponnen, wenn der Karo nicht eben jetzt seinen Herrn beschnuppert hätte. Darüber

wurde Peterle wach. Es dunkelte bereits. Das Vieh war schon eine bedeutende Strecke nach Hause zu gelaufen. Er wollte schnell aufspringen der Heerde nach, aber er taumelte und fiel mehrmals hin. Ihm war sonderbar zu Muth. Er fühlte so matt, so matt. Als er endlich das Haus erreichte, stierte er mit unheimlich glänzenden Augen seine Meisterin einen Augenblick an, dann brach er zusammen und verlor die Besinnung. Er war ernstlich erkrankt.

IV.

Ein reicher Herr.

Als der Prediger bei der Siegesfeier immer vom „Herrn der Heerschaaren" redete, soll der alte Wrangel gesagt haben, „Da meint er mir damit." Der Angeflüsterte erwiderte, Gott sei gemeint, „Ja warum sagt er es denn nicht?" war die kindliche Entgegnung. Darum wollen wir in umgekehrter Weise gleich von vornherein sagen, daß der Herr dieses Kapitels ein sehr menschlicher Herr ist. Er hatte eine Tochter, sein einziges Kind, auf die er sehr stolz war, und die er innig liebte, weil seine Frau schon seit Jahren wenig Liebenswürdigkeit zeigte. Das kam so. Sie hatten miteinander arm angefangen auf einem Landgut in Pennsylvanien. Sie hatten dasselbe mit großen Schulden gekauft, und arbeiteten nun Tag und Nacht diese zu tilgen. Nach etwa zwanzig Jahren wurde in der Nachbarschaft gebohrt, und es stellte sich heraus, daß im Boden die besten

Glanzkohlen in leicht erreichbarer Tiefe vorhanden waren. Ihm wurde für sein Land ein fürstlicher Kaufpreis geboten, aber er war klug genug es nicht zu verkaufen. Er schloß jedoch mit einer Gesellschaft einen Pachtkontrakt ab, und erhielt auf neunundneunzig Jahre, laut Uebereinkunft, für jede Tonne Kohlen zwanzig Cents. Infolge dessen wurde er bald ein reicher Herr, und seine Frau eine reiche Dame. Der Frau stieg das bald zu Kopfe, sie wurde mit vornehmen Leuten, das heißt, mit solchen die sich auf ihr Geld etwas zu gut thaten, bekannt, und wollte von dem Gesindel, wofür sie nun alle Armen hielt, nichts mehr wissen. Die Tochter und der Vater waren nicht so, und wären gern bei den einfachen Sitten von früher geblieben. Das litt die Dame aber nicht. Es mußte ein neues, prächtiges Haus gebaut, und allerlei Luxus oder wie er es aussprach „Luxius", angeschafft werden.

„Mammi, was solle m'r kammene Leit mit all dem Luxius anfange?" sagte er.

„Was wolle m'r dann mit unserm viele Geld anfange?" fragte sie. „M'r sein kene kammene

Leit meh, un ich will's a nimme sei. M'r hen uns lang genug gebloogt, un ich will's nau iesy nemme.

„Well, das kannscht du jo; ich hab' nix dergegge. Awer nau guck emol; do hoscht du so en feina Karpet, daß m'r ebaut nimme weeß wu mer anne spautze soll."

Halt's Maul!" schrie die Alte. „Do, in die Spautzbax sollschst du spautze, oder ich."—

„Ei Mammi," sagte er ganz freundlich, „die is schier gorli zu schee."

„Beseits mecht ich wisse, was das mit der Källi is. Sie guckt alsfort so brutzig wie ä Nachteil, und was is die Ursach? Der Pit Miller soll mer numme aus 'm Haus bleiwe, oder ich geh noch wahrhaftig zum Gschweier un suh en. Er kann die Källi net hawwe. Sie soll kee so arme Trop heiere, und du un die Källi könnt nau juscht grad die Sach' ufgewwe, sag juscht ich heb's gsaat."

Die Tochter hatte nämlich schon bevor dieser plötzliche Reichthum ihnen zugefallen war, sich mit einem ehrbaren jungen Mann, Namens Peter Miller, verlobt. Damals war's die Mutter zufrieden, aber da er nur

ein armer Schlucker war, stand die Sache jetzt ganz anders.

Was war die Folge? Die beiden Verlobten sind bei Nacht und Nebel auf und davon. Gut heißen kann man das nicht; dem Vater hat's sehr wehe gethan. Jahrelang suchte er ihren Aufenthaltsort auszuspüren, aber vergeblich. Die Mutter hingegen wurde wüthend: „Die darf mir ihr Lebtag nie wieder ins Haus kumme, nie, ihr Lebtag net, sag juscht ich hab's gesaat.

So schlichen die Tage, bleierne Tage für ihn, freudlos dahin. Die Tage wurden zu Monaten, die Monate zu Jahren, die Frau wurde immer hochmüthiger, der Mann immer wehmüthiger, denn alle seine Nachforschungen — er hielt sie vor der Frau geheim — blieben vergeblich. Am liebsten hätte er sich ein Bündelchen gepackt und wäre in die weite Welt hinausgepilgert, seine Tochter zu suchen. Nur einmal, als seine Frau darauf zu reden kam, was die Källi wohl mache, wagte er sie zu fragen, ob er sich nicht aufmachen solle, sie zu suchen. Damit war er aber schön angelaufen; der Grimm, der in ihrem Herzen zeitweilig beinahe ausgeglommen hatte,

loderte hell auf. Er stand auf und verließ das Zimmer, um, wie er öfter that, in den Wald zu gehen und sich dort auszuweinen. Er, der Mann, weinte über seine verlorene Tochter, während das Weib ihres Kindleins vergaß.

Eines Tages kam ein Nachbar, der eine Reise gemacht hatte, zu ihm auf Besuch. Zum Glück war sie den Tag anderswo hingegangen, auch auf Besuch.

Er erzählte, er habe in einer Stadt im südlichen Indiana einen Mann getroffen, der einen Mann, Namens Peter Miller, kenne, und nach der Beschreibung müsse es der Källi ihr Mann sein. Als der reiche Mann diese Worte hörte, erging es ihm wie Joseph vor seinen Brüdern.

Er hatte nun nichts Eiligeres zu thun, als zu schreiben, einen langen herzlichen Brief, in dem er hundert Dollars einlegte. Damit lief er zu seinem Nachbar, und bat ihn, die Adresse für ihn auf einen Zettel zu schreiben. Der rieth ihm aber, doch erst nur einen Brief abzusenden, um auszukundschaften, wie es stände, und ob es wirklich diese Millers seien,

Das geschah denn wohl auch, und es dauerte nicht lange, da erhielt er vom Staat Indiana Antwort. Da stand darin, daß sie zwar gesund seien, aber arm; sodann wie viele Kinder sie jetzt hätten, und daß sie den ältesten nach seinem Großvater genannt hätten, und daß dieses ein tüchtiger Bursch sei, der bald in die Schule gehen müsse. Dann war auf dem Bogen etwas geschmiert, was kein Mensch lesen konnte. Es sah aus wie ein Büschel aus dem Kamm gezogener Haare. Das mußte ein Kind gekritzelt haben. Richtig; auf der andern Seite vom Blatt stand's: „Das hat der liebe kleine Urias geschrieben."

Darauf erfolgte eine regelmäßige Korrespondenz zwischen Vater und Tochter, der Vater schickte immer Geld und die Millers waren aller Noth enthoben.

„Guck emol doher," sagte eines schönen Tages die reiche Frau zum reichen Herrn, und zeigte ihm eine Zeitung: darin standen viele Anzeigen; die meisten folgenden Inhalts:

8 Prozent, 9 Prozent, 10 Prozent.

Erste Hypotheken auf Land werden gewissenhaft untergebracht. Wer Geld zu verleihen hat wende sich an

N. N.
Dort und dort.

Er hatte Geld, viel Geld, und er und seine Frau hatten schon oft darüber berathen, wie und wo es am besten angelegt wäre. Die Banken, hieß es immer, sind zu unsicher. Um die Zinsen war es ihm weniger zu thun, als um die Sicherheit; ihr allerdings auch um die Zinsen. Da es aber schon spät war, gingen sie ins Bett. Es war ihr nicht entgangen, daß er schon seit einigen Tagen aufgeräumter war, wie seit Jahren. Sie vermuthete auch den Grund. „Urias" sagte sie, „Gell du hoscht eppes gehört?"

„Was meenscht du? Ich versteh dich, awer ich wees net was du meenscht."

„Wei, vun der Källi?"

Er schwieg, aber sie ließ nicht nach, bis er endlich „Ja" sagte.

„Du hoscht ihr aa Geld geschickt ich wett druf; awer wart nummer ich werd dir deine Spuchte schau verdreiwe.“

V.

Aus der Finsterniß ins Licht.

Valentin Gluckkopf fuhr endlich aus dem schwarzen Gürtel wieder heraus. Derselbe war gegen acht Meilen breit, und er hatte länger als zwei Stunden darin gefahren. Sein Antlitz wurde immer heller und freudiger; es war als ob er auf ganz andere Gedanken käme, als ob etwas in seinem Herzen plötzlich aufgethaut wäre; als ob es in seinem Innern im Gegensatz zu der herbstlichen Oede der Außenwelt, Frühling geworden wäre. Es sproßten und blühten allerlei liebliche Hoffnungen, und die Gedankenvögelein zwitscherten und jubelten, und sangen ein Lied im höhern Chor. Das offenbarten seine Gesichtszüge, schade daß niemand es sah, — denn „ein fröhlich Herz macht ein fröhlich Gesicht.“ Er konnte sich nicht mehr fassen; die weite, weite Prairie wurde ihm zu enge; er hätte mögen hinaus und hinauf fliegen in die Himmelshimmel — „Halt

Valentin Gluckkopf!" rief er sich selbst zu, und zog die Zügel an. Er stieg vom Wagen, warf sich auf die Kniee und beugte sein Haupt zur Erde. Dann sprang er auf und breitete seine Hände aus gen Himmel, und pries und dankte und frohlockte; „Dank ewig Dank! O du guter Gott, du treuer barmherziger Gott! Ach was war ich für ein vollendeter Thor!" dann fiel er wieder zur Erde und raufte das trockene Gras mit den Händen, dann sprang er wieder auf und breitete seine Hände aus gen Himmel und lobte und dankte.

Ein Habicht, der aus einiger Entfernung, wo er auf einem Steine saß, diesen Geberden zugesehen hatte, flog mit einem schrillen Schrei auf und zog weite Kreise hoch in der Luft. Ein großer Hase war sofort durch das Gras davon gesaust. Der kleine Jobbele wurde wach und schaute seinem Vater mit großen Augen zu, während dieser Gott pries mit Herzen, Mund und Händen.

Valentin Gluckkopf war in seinen jungen Jahren ein roher, wilder Mensch gewesen, der vor dem tollsten Bubenstreich nicht zurückschreckte. Er trieb sich mit seines gleichen Tag und Nacht herum. Kein

Schwur, kein Fluch-, oder Lästerwort war ihm kräftig, keine Zote schmutzig genug. Jedes Traubengeländer, jeder Birnbaum, jeder Melonenacker seines heimathlichen Dorfes konnte gegen ihn zeugen. Manche Nacht johlte er auf den Gassen, und wenn an einem Wagen die Räder verstellt, oder der Wagen selbst gar auf eine Scheune getragen, dort stückweise wieder zusammengesetzt, und mit Dünger oder Steinen beladen wurde, daß der Nachbar am andern Morgen vor Wuth und Verzweiflung außer sich gerieth, so hatte Valentin gewiß seine Hand mit im Spiel gehabt.

Später war eine gewaltige Erschütterung bei ihm eingetreten, und er hatte sich bekehrt; man merke wohl, er hatte sich bekehrt. Er wurde auch allem Anscheine nach ein anderer Mensch. War er früher gottlos gewesen, so wurde er jetzt über die Maßen fromm. Er las täglich in der Bibel, ja er trug sogar ein neues Testament immer bei sich. In dieser Zeit kam er als Einwanderer auf die Prairie, arbeitete fleißig und nahm zu an Frömmigkeit täglich. Seine Nachbarn rühmten ihn als einen sehr christlichen und heiligen Mann. Wenn er pflügte

und nun eine der langen Furchen gezogen hatte, ließ er die Ochsen halten, zog sein Testament aus der Tasche, las einige Verse, kniete dann hin und bat Gott, er möchte seiner Hände Arbeit segnen. Kurz sein ganzes Thun und Treiben legte davon Zeugniß ab, daß er ein frommer und heiliger Mann sei. Er selber wurde immer entschiedener dieser Meinung. Er war schon weiter als Paulus; denn dieser jagte nach dem vorgesteckten Ziel, ob er es ergreifen möchte; Valentin kam aber in den Wahn, es schon ergriffen zu haben. Dabei geschah es nun eines Tages, daß die Ochsen, mit welchen er pflügte, störrig wurden; und ehe er sich's versah, brachen die alten Flüche bei ihm heraus, und er lästerte und fluchte, bis er vor sich selbst erschrak. Das war der erste Dämpfer. Seine ganze Frömmigkeit und Heiligkeit war ihm unversehens in die Brüche gegangen.

Aber wie der Mensch nun halt einmal ist — er wollte seine Frömmigkeit nicht einbüßen, und schaute um sich, ob er nicht irgend ein Feigenblatt finden könne, diese Blöße zu decken. Und er fand es; und das war der alte Adam. Diesem schob er nun alles in die Schuhe. Er selbst war es ja nicht, der fluchte;

es war nur der alte Adam. Damit konnte er sich nun auch wirklich vertrösten und er hatte eine Weile Ruhe. Inzwischen kam er einmal in einen Gottesdienst, der von einem alten Bauernbruder abgehalten wurde, — denn Prediger waren damals noch keine dort — und da war das erste Wort, das er hörte: „Wenn ihr euch einzig und allein auf eure Bekehrung stützt, wenn ihr nichts aufzuweisen habt, als eure Bekehrung, dann fahrt ihr mitsammt der Bekehrung zur Hölle.“ Das war ihm denn doch zu stark; er wäre am liebsten sogleich hinausgelaufen, konnte aber nicht, weil das Haus gedrängt voll Menschen war. So mußte er denn, wohl oder übel, zuhören. Der betreffende zeigte nun, wie manche Leute in der Aufregung meinen, sie hätten sich bekehrt; wie sie dann anfangen nicht auf einen Felsen, sondern auf Sand zu bauen, indem sie Fleisch für ihren Arm halten, das heißt, indem sie nun plötzlich meinen, sie, sie selbst hätten es gepackt; und wie sie dann weiter meinen sie könnten es auch ferner packen, und würden nun gute und fromme Menschen bleiben. Er schilderte weiter, wie solche dann auch, falls sie sündigen, es zu bemänteln wissen, indem sie die Schuld ganz auf

den alten Adam schieben. daß sie selbst, wie sie leiben und leben, dieser alte Adam noch sind, sehen sie in ihrer Blindheit nicht ein; es fehlt ihnen überhaupt das Gefühl der Schuld. Sie hätten nie ernstlich mit der Sünde gebrochen, hätten nie in den wüsten Abgrund ihrer Verdorbenheit geschaut. Die Folge davon sei, daß sie nie ganz zu Jesu Christo kommen, um ihr Heil und ihre Seligkeit ganz und allein in ihm zu suchen. Solche könnten auch nie ihres Heiles recht froh werden, denn weil sie auf die eigene Kraft bauen, müßten sie immer besorgt sein, diese könnte sie noch in der letzten Stunde im Stiche lassen, wie dieselbe sie auch im Stiche lassen wird. „Wenn sie gegen sich selbst aufrichtig sind," sagte der Alte, „dann müssen sie in beständiger Angst schweben, denn sie werden dann bald erfahren: „Mit unsrer Macht ist nichts gethan." Die meisten sind aber nicht gegen sich selbst aufrichtig. Sie decken die argen Gedanken und die bösen Gelüste ihres Herzens vor den Menschen, ja vor sich selbst zu, und verrennen sich immer fester in den Wahn und Dünkel, daß sie fromm sind. Hat aber einer seine Zuflucht aufrichtig und von ganzem Herzen zu Christo genommen, als zu

seinem vollkommenen Bürgen, dessen Sühnopfer alle unsre Sünden tilgt, dann kann sein Herz fest werden. Es ist ein köstliches Ding, daß das Herz fest werde, welches geschiehet durch Gnade. Und wenn dieses Herz dann doch noch zuweilen trotzig und verzagt ist, so kann er sprechen: „Daran erkennen wir, daß wir aus der Wahrheit sind, und können unser Herz vor ihm stillen, daß, so uns unser Herz verdammet, daß Gott größer ist, denn unser Herz und erkennet alle Dinge. Ihr Lieben, so uns unser Herz nicht verdammet, so haben wir eine Freudigkeit zu Gott; und was wir bitten, werden wir von ihm nehmen; denn wir halten seine Gebote und thun, was vor ihm gefällig ist. Und das ist sein Gebot, daß wir glauben an den Namen seines Sohnes Jesu Christ, und lieben uns unter einander, wie er uns ein Gebot gegeben hat. Das könnt ihr 1. Johannes 3, 19—23 lesen.“

So sprach der Alte. Das war der zweite Dämpfer. Valentin war zuerst böse, es kochte gewaltig in seinem Herzen; als die Versammlung zu Ende war, ging er betäubt von dannen. Alle seine Frömmigkeit war zu nicht geworden. Er suchte zwar immer

wieder wenigstens noch einige Trümmer aus dem Schiffbruch zu retten; aber es war auch alles verloren.

Als er nach Hause kam, setzte er sich in die Ecke und brütete. Seine Katharina suchte vergeblich ein Gespräch mit ihm anzuknüpfen. „Es ist alles nichts, alles nichts gewesen, o ich elender Mensch!“

Er gerieth nun in Verzweiflung. Er wurde wieder gottlos; das heißt, er sah seine Gottlosigkeit ein. Er sah nur ewige Verdammniß vor den Augen. Es kam ihm vor, als ob er gebrandmarkt wie Kain fort müsse, weit, weit fort, aus den Augen eines gerechten Gottes. Aber war dieser Gott nicht allgegenwärtig? Seine Seele schrie: „O, ihr Berge, fallet auf mich und bedecket mich vor seinem Zorn!“

In diesem trostlosen Zustande verbrachte er mehrere Wochen. Er wagte es nicht einmal mehr, in seiner Bibel zu lesen. Sein Herz verdammte ihn wegen seiner bisherigen Verblendung und Verstellung; sein Herz hat ihn verdammt, und er konnte

es nicht stillen. So trat er auch an jenem Tage voll trüber Gedanken, nicht über sein irdisches Auskommen, wie seine Frau wähnte, sondern über sein Verlorensein, die Reise an. Der Kampf war so heftig, daß er nicht einmal auf die unschuldigen Fragen seines Jobbele achtete, den Katharina eben deswegen mitgegeben hatte, daß er mit seinem kindlichen Geplauder ihm Kurzweil mache und ihn aus den trüben Gedanken herausreiße.

Endlich ging ihm ein Licht auf. „Das ist sein Gebot, daß wir glauben; glauben, daß heißt doch in sich selbst bankerott werden und alles in Christo suchen — so uns unser Herz verdammet, so ist Gott größer — Du, Gott, du mußt mich selig machen. Ich kann es nicht, ich kann's nicht." Da war es wie wenn eine Stimme zu ihm spräche: „Das will er ja, das will er, halte du nur dieses eine Gebot, glaube nur."

„Herr ich glaube," schrie er in die Prairie hinaus, „hilf du meinem Unglauben.

Da war das eiserne Joch des Zweifels und der

Furcht gebrochen, und er empfing einen kindlichen Geist, daß er rufen konnte: „Abba, Vater.“

„Es ist das ewige Erbarmen
Das alles Denken übersteigt;
Es sind die offnen Liebesarme
Des der sich zu dem Sünder neigt,
Dem allemal das Herze bricht,
Wir kommen oder kommen nicht.“

VI.

In der Stadt.

Gluckkopf stieg auf und trieb die Pferde an. „Jobbele, wir sind doch alle miteinander schlechte Menschen. und der liebe Gott ist doch so gut.“

„Is' so, Vater?“

„Allemal ist es so; er meint's so gut mit uns, und wir wollen's nicht glauben.“

„Ja, Vater.“

Jobbele wußte zwar nicht, was sein Vater damit sagen wollte, er fühlte ihm aber ab, daß er gut gelaunt war, und daß er ihn nun fragen dürfe.

„Was ist das für ein Thier, Vater?“

„Wo denn?“

„Ei dort; siehst nicht? dort drüben.“

„Das muß ein Fuchs sein, der liegt vor seiner Grube und sonnt sich.“

„Sieh, er schaut uns nach. Beißen die Fuchse auch?“

„Du mußt nicht Fuchse sagen; sag' Füchse.“

„Beißen die Füchse auch?“

„Nein, die Menschen nicht.“

„Aber die Pferde vielleicht?“

„Die auch nicht.“

„Jo, was beißen sie denn?“

„Hühner oder Gänse, oder Enten oder Mäuse; die fressen sie.“

„Mäuse?“

„Ja.“

„Fressen die Füchse?“

„Ja.“

„Aber wie kann eine kleine Maus so einen großen Fuchs fressen?“

„Das meine ich nicht. Die Füchse fressen die Mäuse.“

„Legen die Füchse auch Eier?“

„Nein.“

„Was legen sie denn?“

„Nichts.“

„Gar nichts?“

„Gar nichts.“

„Ganz und gar gar nichts?“

„Nein, ganzundgar gar nichts.“

„Was war das?“

„Was, denn?“

„Was so geschrieen hat?“

„Das war der Zug.“

„Der Zug.“

„Ja.“

„Was ist das, Zug?“

„Das ist der Eisenbahnzug, wo die Leute darauf fahren; schau dorthin; siehst den Rauch? Da kommt er.“

Jobbele schwieg vor Verwunderung. Aus der Ferne kam ein leises Summen, und der Zug glitt scheinbar langsam und klein wie ein Spielding dahin, die Entfernung mochte an die zwölf Meilen betragen. Denn eine halbe Stunde später, als Jobbele und sein Vater schon in der Stadt waren, kam der Zug erst angedonnert, und zwar so nahe an ihnen vorbei, daß Jobbele beinah Krämpfe bekam. Die Stadt, der Endpunkt der Eisenbahn, war diesen Sommer erst ausgelegt worden. Es herrschte darin ein reges und buntes Treiben. Jedermann beeilte sich noch vor dem Winter sich einzurichten. Hier wurde ein Brunnen gebohrt, dort ein Keller gegraben, oder

Sand und Steine gefahren. Tag und Nacht wurde geschafft, daß Menschen und Pferde schier zu Grunde gingen. Wer den Tag über geschafft hatte, legte sich nachts nicht etwa in ein weiches Bett, sondern auf den mit Heu und Stroh bestreuten Boden. Die Glieder zuckten ihm vor Müdigkeit, aber so bald der Tag graute mußte er wieder an seine Arbeit. Indessen hatten andere beim Schein der Laterne die ganze Nacht Bretter abgeladen, oder Latten angenagelt. In den Straßen, von denen die meisten erst im Begriff standen, Straßen zu werden, wimmelte es am Tage von Menschen und von Fuhrwerken, meist Ochsenfuhrwerken, und die Bauern stritten sich um das Vorrecht, ihren Weizen abladen zu dürfen. Eine lange Reihe von Wagen, das eine Ende der Reihe beim Magazin, das andere noch auf der Prairie, fuhr mit jedem, der abgeladen war, eine Wagenlänge vor. Versuchte einer von der Seite sich in die Reihe zu drängen, so mußte er der Peitsche gewärtig sein, und es blieb ihm nichts übrig, als hinauszufahren, um sich dort an die lange Kette anzuschließen. So war es längst dunkel geworden, ehe Gluckkopf zum Abladen kam. Dann war es zu spät, Geschäfte zu

thun, und er und Jobbele legten sich, nachdem die Pferde vor der Stadt angepfählt waren, in den Wagen schlafen.

Am andern Morgen besorgte Valentin Gluckkopf seine Geschäfte. Er ging zuerst in die Bank, um die $250.00 zu borgen, die er nöthig hatte zum Aufspruven. Die Bank stelle man sich ja nicht vor, als ein schönes, aus behauenen Steinen aufgeführtes Tempelgebäude, wo der Gott Mammon seinen Thron hatte. Der Gott war schon da, wurde auch angebetet, er mußte sich aber vorläufig mit einem Schuppen begnügen, durch dessen Ritze Wind und Wetter Versteckens spielten. Der Gott selbst war in einem großen, eisernen Kasten, mit doppeltem Verschluß, zur Herberge. Er hatte auch eine Leibwache; denn des Nachts schliefen zwei Männer mit geladenen Gewehren vor dem Schrank. Das Schild vor der Bude trug folgende Inschrift:

"FRANK MILLER & CO, BANKERS
Hier wird Geld zu den niedrigsten Prozenten auf Land und bewegliches Eigenthum verliehen."

Von der Bank, wo Gluckkopf nur mit der größten Schwierigkeit Geld erhielt, weil seine Frau nicht

da war, um die Hypothek zu unterschreiben, ging er ins Landbüreau; aus welchem er nach Erlangung der nöthigen Papiere, noch etwa $30.00 von den 250 mit herausbrachte. Dann ging's in den Kaufladen, wo er eine größere Anzahl seiner Nachbarn und Bekannten vorfand. Da wurde nun geplaudert und erzählt, und die Stunden glitten unvermerkt und rasch vorüber. Jobbele war erst längere Zeit damit beschäftigt, seine Neugierde an den für ihn seltenen Sachen zu widmen, bis er an die Kandisgläser kam, welche er lange beäugelte. Die Ladendiener hatten alle Hände voll zu thun, und keiner erbarmte sich seiner. Endlich machte er sich an seinen Vater heran und zupfte ihn am Rockzipfel. „Ja, was willst du?" fragte dieser. „Zuckerle." „Ja, gleich," war die Antwort; aber es dauerte noch eine lange Weile, für Jobbele eine sehr lange Weile, ehe der Vater auf sein wiederholtes Zupfen und Bitten, ihm endlich Gehör schenkte.

Als Gluckkopf gelegentlich einmal auf die Wanduhr schaute, war es bereits drei Uhr. Er machte rasch noch einige Einkäufe und sagte dann: „Jobbele komm!"

VII.

Nach Hause.

Es ist schwer sich aus dem Getümmel der Stadt loszureißen um wieder in die Einsamkeit der Prärie hinauszufahren. Harbach sagt:

„Was hat m'r in der Stadt vor Freed?
'Sis nix as Lärm un Jacht,
M'r hot ken Ruh de' ganse Dag,
Ken Schloof die ganse Nacht.

Mir is zu wenig Grienes do,
Ken Blumme un ken Beem;
Wann ich 'n Schtund im Schtedtel bin,
Dann will ich widder heem.

Das laß ich alles schon gelten im Buschland, wo der Nachbar höchstens eine Viertel- oder Halbmeile weg-wohnt; aber auf der Prärie, zumal in ganz neuen Gegenden, ist das anders. Da freut sich der Mensch im Städtchen zu sein, wo er unter Menschen kommt. Hast du, lieber Leser, wenn die Menschen dich ge-

ärgert oder verläumdet hatten, je den abenteuerlichen Wunsch gehabt: „Wenn ich nur Einsiedler wäre, weit, weit entfernt vom Treiben der Menschen!“ so möchte ich dir den Rath ertheilen: „Ziehe weit, weit hinaus auf die Prärie, wo dein nächster Nachbar zwei bis drei Meilen von deiner Hütte wohnt, und ich sage dir, du wirst dich jedesmal freuen, wenn du mit einem Menschen zusammentriffst.“

Das Gute hat aber dieses einsame Leben, daß die Menschen eher in sich gehen, eher auf die stille, sanfte Stimme des Gewissens hören, wie sie es im Rausch und Getümmel der großen Welt thun. Hingegen gibt es aber auch manche deren Gemüth in der Einsamkeit düster wird.

Auf der Prärie fühlt der Mensch auch weit mehr seine Abhängigkeit von Gott. Wer keinen kindlichen Glauben an die Vorsehung hat, der bleibe in der Stadt, wo er Menschen um sich hat, wenn es etwa einmal an's Fürchten geht. Wohnst du aber mit deiner kleinen Familie allein in einem einstöckigen Rasenhüttchen, auf der Prairie, und der Orkan und die Windsbraut spielen mit einander draußen, wie Riesen des Allmächtigen, mit wildem Geheul; oder

der Schnee deckt deine Wohnung zu, daß du nicht mehr zum Fenster hinausschauen und zur Thür hinaus gehen kannst, bis du dir einen unterschneeigen Durchgang gegraben, so hast du einen Gott nöthig, der alles Uebel, so er dir in diesem Jammerthal zuschickt, dir zu gut wendet, weil er es thun kann, als allmächtiger Gott, und auch thun will, als getreuer Vater.

Jobbele und sein Vater waren noch nicht weit gefahren, als es schon dunkelte. Mit seinem kindlichen Geplauder hatte Jobbele dem Vater die Zeit verkürzt; aber jetzt wurde er schläfrig; sein Vater bettete ihn hinten auf den Säcken im Wagen. Nun saß er wieder alleine da; aber sein Herz war fröhlich. Da der Himmel mit grauen Herbstwolken bedeckt war, wurde es nach und nach stockfinster. Seine sonst sehr zuverlässigen Pferde wollten diesmal absolut nicht die Richtung einhalten, er mußte sie immer wieder zurecht lenken. So fuhr er mehrere Stunden; von allen Seiten schimmerten ihm aus weiter Ferne die häuslichen Lichter entgegen, und er dachte an seine Katharina wie die jetzt für ihn den Kaffeekessel aufsetzte und das Feuer schüre und ab und zu

in die Finsterniß hinaus horche, ob er nicht bald komme.

Und so war es auch. Maaskörbel war auch schon da. Der Kessel fing an zu singen und pustete seine Dampfwolken zur Zimmerdecke. Frau Gluckkopf saß und strickte, daß die Nadeln ihr nur so durch die Finger blitzten. Madelene war schon zu Bett gegangen; bald gingen die großen Buben auch. Es wurde neun Uhr, es wurde zehn Uhr, Katharina ging von Zeit zu Zeit hinaus und horchte. Sie hörte die wilden Gänse, sie hörte den pfeifenden Flug der Schnepfe; aber das Knarren eines Wagens hörte sie nicht.

„Er wollte doch heute noch kommen," meinte sie.

„Vielleicht hat er nicht mehr aufpruven können, und muß warten bis morgen," meinte Maaskörbel. Dann sagte sie vielleicht dies, und er sagte vielleicht das, und so wurde von den beiden bis nach Mitternacht gemuthmaßt; aber Valentin kam immer noch nicht.

„Vielleicht hat er sich verirrt," sagte Katharina.

„Ach was," erwiderte Maaskörbel, „der verirrt sich nicht, die Pferde finden schon heim."

Sie blieb aber dabei, er habe sich verirrt. Ja wenn nur der Jobbele nicht dabei wäre. Für den Valentin sei ihr nicht bang.

Maaskörbel suchte ihr klar zu machen, daß der Vater schon auf den Kleinen acht haben werde; aber trotzdem ihre Vernunft ihr dasselbe sagte, wollte ihr Mutterherz keine Vernunft annehmen; ihr wurde immer bänglicher zu Muth.

Valentin war indeß getrost in die Nacht hineingefahren. Da fiel ihm mit einemmal auf, daß er keine Lichter mehr sehe. „Es muß schon spät sein," dachte er, „die Leute sind schon zu Bett gegangen."

So fuhr er noch eine Weile weiter, bis er an ein Haus kam. Da stieg er ab und wollte fragen wo er wäre, fand aber nur eine verlassene Rasenhütte vor. Er zündete ein Streichhölzchen an, dann wieder eins, und besah sich die Ruine. „Jetzt weiß ich," sagte er halblaut vor sich hin, „das ist Schmidt Heiners Preemsch (*Preemtion*). Er stieg wieder auf und fuhr quer ab auf sein Haus zu, das, wie er wußte, zehn Meilen nordöstlich von da lag.

Da hätte er nun etwa in zwei Stunden anlangen müssen, aber die Pferde wollten abermals die Richtung nicht einhalten, und er kam nach den muthmäßlichen zwei Stunden wieder an ein fremdes Gehöft, welches sich wieder als eine eingefallene Hütte entpuppte. Er ging an der Maurer tastend herum und fand endlich auf der andern Seite die Oeffnung der ehemaligen Thür. Nachdem er ein halbes Dutzend Hölzer verstrichen hatte, merkte er in dem Raum eine kleine Eule, die kopfwackelnd ihn anglotzte. „Sind denn überall Eulen im Raum?“ fragte er sich, und kam dabei auf den richtigen Einfall, es müsse dasselbe Nest sein, das er vor etwa zwei Stunden verlassen hatte. Das war fatal, aber was sollte er anfangen? Er faßte den Entschluß, dort zu bleiben und die Morgendämmerung abzuwarten. Die müden Rosse wurden ausgespannt, an die langen Seile, die er am Wagen führte, angebunden und etwas abseits ins Gras gepfählt. Er legte sich zu Jobbele und schlief ein.

Die Sonne schaute eben über dem Horizont, als Jobbele ihn weckte. Er wollte aufspringen, seine Glieder waren steif vor Kälte.

„Wo sind wir, Vater?“ fragte Jobbele.

„Wir haben fehl gefahren, Jobbele; jetzt wollen wir aber machen, das wir heim kommen. Hier iß.“ Damit gab er ihm ein Stück Brod, das zwar trocken war, aber trefflich schmeckte, denn Jobbele hatte tüchtig Hunger. Die Pferde waren bald wieder am Wagen und rannten bald im Trab, bald im Galopp, bis sie in den heimathlichen Hof einliefen.

VIII.

Frank Miller.

An demselben Morgen stand Herr Miller, der Bankier, vor seinem Spiegel und kämmte den Schnurrbart. Es war zwar blitzwenig zu kämmen vorhanden, und das vorhandene war eigentlich nur Flaum, denn Herr Miller war erst neunzehn Jahre alt. Aber er kämmte mit einem selbstzufriedenen Lächeln darauf los; dann hielt er das Gesicht nahe an den Spiegel, um den Bart zu sehen, — er mußte es thun, wenn er ihn sehen wollte—; dann versuchte er ihn mit den Fingern zu fassen, was mit knapper Noth ging, und zu drehen, was nicht ging. Dann setzte er den Cylinder auf, und betrachtete sich wieder eine Zeitlang wohlgefällig im Spiegel, nickte sich zu, machte eine graziöse Verbeugung vor einer unsichtbaren Dame, den seidenen Hut dabei schön hebend, und ging dann hinunter zum Frühstück. Er logierte im Hotel.

Bald darauf erglänzten seine gewichsten Stiefel auf der Straße und verschwanden in der Bank. Hier wurde eine Weile Zähne gestochert und geflucht, bis sich ein Kunde meldete.

„Guten Morgen, Herr Miller.“

„Morgen,“ war der kurze Gegengruß; dann wurde wieder gestochert und geflucht, und zwar in englischer Sprache, was der deutsche Kunde nicht verstand. Er machte verschiedene Ansätze des hohen Herrn Bankiers Aufmerksamkeit zu erlangen, dieser aber that, als wäre kein Mensch außer ihm und seinem eirischen Kumpan auf der Welt. Der Mann war ihm aber doch ungestüm, er mußte sich mit ihm abgeben:

“Well, what do you want?

Ich versteh Sie nicht, sprechen Sie deutsch.“

Miller blinzelte dem Eirischen zu, machte sich mit einigen kräftigen Flüchen Luft und fragte:

„Was thust du wollen haben?“

„Geld will ich haben.“

„Ich kann nicht dir any Geld geben.“

„Warum nicht?“

„Kannst du mir geben Mortgage?“

„Nein, ich habe Ihnen schon alles verschrieben."

„Dann du kannst kein Geld haben."

„Aber ich muß Geld haben; wir haben kein Mehl mehr im Haus."

"You can't have it, that's all there is about it. Say, Mike, just think"—

„Ich muß Geld haben, sag' ich; oder meine Kinder verhungern. Sie haben mir auf die Ochsen zu wenig gegeben."

"Mike, help me put him out, will you?"

„Ich habe eine Note für sechszig Dollars unterschrieben mit 12 Prozent und Sie haben mir nur zwei und dreißig gegeben."

Der Mann wurde von den Beiden gepackt und zur Thür hinausspedirt; er hatte zuerst versucht seinen Zorn zu dämpfen, aber das war doch zu arg. Ein Strom von Schimpfwörtern über die beiden Schurken ausgegossen, wurde in der Bude mit Spott und Hohngelächter abgeschüttelt. Der Mann ging mit geknicktem Herzen, das für seine hungernden Kinder blutete, zurück in den Kaufladen, wo er dem Kaufmann schon vorher sein Elend geklagt hatte.

Der Kaufmann erklärte, es sei nichts zu machen, er wolle ihm aber etwas an Lebensmitteln borgen.

Woher kam Frank Miller zu dem Gelde, das er ausborgte? War er etwa reicher Leute Kind? Behüte! Seine Eltern waren arm, er war in Armuth —, auferzogen kann man nicht sagen, denn seine Eltern hatten sich wenig um seine Erziehung bekümmert. Er hatte sich aber schon in der Kindheit in allerlei Schlichen und Kniffen geübt und war mit vierzehn Jahren seinen Eltern davon gelaufen. Sie hatten lange nichts von ihm gehört, bis es ihm zu Ohren kam, daß die Alten viel Geld hätten; wie sie dazu gekommen, wußte das Gerücht nicht. Da meldete sich der verlorene Sohn aus Dakota brieflich und bat um Unterstützung. Der Vater war entschieden dagegen ihm Geld zu senden. Die Mutter aber wußte heimlich ihm etwas zufließen zu lassen. Es sei vom Großvater, schrieb sie, ein verdächtiges Fragezeichen in Klammer hinzufügend. Ihm war das natürlich einerlei, wo es her war, wenn er nur Geld kriegte.

Das meiste Geld jedoch brachte ihm seine Anzeige ein, die er in verschiedenen Hauptzeitungen des

Landes stehen hatte. Dieses mußte er aber auf Grundeigenthum ausborgen, denn er hatte den Geldsendern die gerichtlichen Papiere, Abstrakt, Hypothek u. s. w. zuzustellen. Aber auch da verstand er es guten Profit herauszuschlagen, indem er so und so viel Komission einstrich, oder die Noten z. B. auf hundert Dollars schrieb und dem frischen Ansiedler, der das Geld haben mußte und übrigens kein Englisch verstand, nur achzig Dollars gab. Was er also erübrigte, borgte er auf bewegliches Eigenthum, Vieh und Maschinerie, zu vier bis sechs Prozent den Monat, daß sich das Kapital im ersten Jahr beinah verdoppelte. Dann waren außerdem noch die Advokatengebühren, die in der Hypothek geschrieben standen, folgendermaßen:

„Falls besagte Summe von sechzig Dollars mit der abgelaufenen Frist nicht bezahlt wird, verpflichte ich mich hiermit Hundert Dollars Advokatengebühren zu bezahlen u. s. w.

Der Leser wird sagen, das sei ja heillos. Aber so ist es; so wirthschaften Hunderte von jungen Bankiers im Westen. Wer nicht dazwischen ist, k a n n es nicht glauben, aber Tausende und Aber-

tausende können dieses aus eigener, bitterer Erfahrung bezeugen.

An jenem Abend als Valentin so lange auf sich warten ließ, hatte Maaskörbel der Frau Gluckkopf von einem armen Nachbar erzählt, den die Wucherer in den Klauen hätten.

„Der da drüben," sagte er, und zeigte nach der Stadt, „wenn ich den könnte aufhängen helfen, ich wollte ihm den Strick zudrehen, bis man seine verd——, seine Augen mit einem Bengel abschlagen könnte."

„Aber Peter!"

„Wahrhaftig ich thät's. Das ist der gottvergessenste Hallunke der auf dem Erdboden kriegt. Braten sollte er auf einem gelinden Feuer dreimalhunderttausend Ewigkeiten!"

„Aber Peter! Alle Sünden können dem Menschen vergeben werden."

„Vergeben! Dem kann unser Herrgott in Ewigkeit nie vergeben. Wart nur, du wirst ihn noch kennen lernen. Ihr habt ja auch Geld von ihm."

Ein tiefer Seufzer hob Katharinas Brust. Es war leider nur zu wahr.

IX.

Zu Hause.

Es fing schon an empfindlich kalt zu werden. Schneeflocken spielten vereinzelt in der Luft, Vorboten des Winters. Man pflügte noch wenige Tage, dann war der Boden zu hart gefroren. Holz war keins zu machen. Das Vieh war in je einer Stunde morgens und abends versorgt, die übrige Zeit konnte man beim warmen Ofen zubringen. Die Häuser sind in dieser Gegend nur einstöckig. Mit dem Pflug wurde der tausendjährige Rasen aufgerissen, mit dem Spaten abgestochen und in Form eines länglichen Vierecks damit die Mauern aufgeführt. Hat man Geld genug, so kauft man Dachbretter; wenn nicht, dann fährt man 30 bis 40 Meilen an den Missouri und holt Stangen. Diese werden von den langen Seitenwänden auf die Giebelstange geführt, mit Rasenstücken bedeckt, und darauf eine dicke Schicht Lehm geworfen. Fenster müssen gekauft

werden. Das Innere besteht aus drei Abtheilungen: an jedem Ende des länglichen Vierecks eine Kammer, in der Mitte eine enge Küche. In einer Kammer ist ein aus Lehm und Feldsteinen aufgeführter Ofen, der die Gestalt einer großen Kommode hat, die mit einer der schmalen Seiten an die Küchenwand stößt. Dieser Ofen hat in der Küche, unten am Boden seine Oeffnung, welche zurück in den Ofen, hinten in die Höhe, dann nach vorn geht, wo sie in den Schornstein, der in der Küchenwand angebracht ist, mündet. In diesem Ofen wird Heu oder Stroh gebrannt. Wird morgens und Abends je eine halbe Stunde gefeuert, — das Heu wird nur so hineingestopft, — dann wird der Ofen durch und durch heiß, wie ein Backofen, und strahlt den ganzen Tag und die ganze Nacht seine Hitze aus. Diese Kammer dient als Schlafgemach und Gesellschaftszimmer. In der anderen Kammer steht außer Bett, Bänken und Tisch, ein gewöhnlicher Kochofen aus Gußeisen. Dieser wird mit getrocknetem Kuhmist geheizt. In einer Nachbarschaft, wo lauter englische Amerikaner wohnen, hatte man längere Zeit den Kuhmist vom Felde aufgelesen und damit gekocht. Ein Nachbar

suchte vor dem andern diese Thatsache zu verheimlichen, bis der gebildetste unter ihnen, der zugleich Friedensrichter und Pastor war, dabei ertappt wurde. Da sammelte hinfort jeder am hellen Tage seine trockenen Kuhfladen. Dieses Brennzeug heißt heute noch in jener Gegend „Büffelspäne".

Deutsch-Russen und Ungarn haben eine bessere Methode eingeführt. Der Mist wird mit Stroh vermengt, von Pferden oder Ochsen gestampft, sodann in Formen gedrückt, wie die Ziegelsteine und an der Sonne getrocknet. Später werden diese Brennziegel wie Holz aufgeschichtet.

Da wird mancher die Nase rümpfen und sagen: „Pfui! welch schmutzige Wirthschaft!" Das ist aber keineswegs der Fall. Weiche Steinkohlen machen weit mehr Schmutz und Gestank. Schreiber dieses kennt eine englische Frau Pastorin, die in einer Staatsuniversität studirt hat, welche offen gesteht, sie ziehe in ihrer Prairieheimath diese Büffelspäne jedem andern Brennzeug, das dort etwa für Geld oder gute Worte zu haben wäre, vor.

Manche Leute brennen auch zum Kochen Heu oder Stroh. Dieses wird in einen, aus Eisenblech

eigens dazu verfertigten Kasten, der die Gestalt eines Waschkessels hat, gestampft und nach Entfernung der beiden vordern Ofendeckel und des Mittelstücks, auf den Ofen gestülpt. Das geht auch. Es geht alles, wenn „der Bien" muß.

Der Fußboden besteht aus festgestampfem Lehm, es sei denn, daß man Geld genug hat, Bretter zu kaufen. Die Wände werden von außen und von innen mit Lehm verschmiert. Das Innere wird getüncht. Die Küchenwände werden vom Boden drei Fuß in die Höhe mit einer dunkleren Farbe angestrichen, ebenso der Ofen. Wirthschaftet dann eine reinliche Hausfrau, wie Katharina Gluckkopf es war, in dem Rasenhüttchen, so wird es zur lieben Heimath verklärt.

Diese Häuser sind sehr warm. Der Winter huscht wohl mitunter zur Thüre herein, macht sich aber in der Regel sofort wieder hinaus. Da kann er's nicht aushalten.

Eines Frühjahrs bezog bei schönem, lauem Wetter eine frische Ansiedlung junger Ehepaare die schon gebauten Häuser. Es waren Söhne und Töchter älterer Ansiedler und hatten die Mittel Bret-

terhäuser zu errichten. Oefen hatten sie wohl, aber kein Heu oder Stroh, um zu heizen. Da erging es ihnen wie den Vögeln, die zu früh nach Norden ziehen. Es wurde eines Sonntags bitter kalt. „Weißt du was?“ sagte einer zu seiner Frau, wir legen uns in's Bett. Das thaten sie denn auch und lasen dabei die Zeitung. „Wenn nur heute kein Mensch kommt,“ meinte die Frau. Einige Tage später besprach man bei einer Zusammenkunft das kalte Wetter, und es stellte sich heraus, daß sämmtliche Familien diesen Sonntag im Bett zugebracht hatten. Doch zur Geschichte.

Bei Gluckkopfs sang wieder der Kessel auf dem Ofen; die ganze Familie saß traulich beisammen; nur die Mutter war düster gestimmt. „Diese vielen Schulden brechen mir noch das Herz,“ sagte sie.

„Ach Mutter! mach dir keine Sorgen. Eine gute Ernte und wir können alles bezahlen,“ sagte er.

„Ich weiß nicht; wir haben ja alles verschrieben, das Land und die Pferde und die Kühe und die Ochsen und die Pflüge und die Säemaschine und den Binder und alles miteinander. Sie nehmen uns alles.“

„Du mußt nicht so schwarz sehen, Mutter. Wir haben einen treuen, lieben Gott und Heiland. Sehet die Vögel unter dem Himmel an — du weißt, was er sagt.“

„Dann müssen wir auch das Saatkorn an die Eisenbahnkompagnie zurückgeben. Das haben sie uns zu hoch angerechnet. Es ist doch schändlich, wie man die armen Leute rupft!“

„Ich habe ja nur dreißig Bushel genommen.“

„Ja dreißig Bushel zu anderthalb Dollars, das macht fünfundvierzig —“

„Und wenn auch? das ist doch nicht viel!“

„Es wäre nicht so viel; aber wenn du den Weizen ihnen wiederbringst, dann berechnen sie unsern Weizen zu fünfzig Cents, und wir müssen drei Bushel für eins geben, das sind neunzig Bushel.“

„Das glaub' ich nicht!“

„Du wirst sehen. Der Peter hat mir erzählt, wie sie's machen.“

„Der Peter ist ein alter Brummbär.“

„Er war schon früher in Dakota, als wir,“ erwiderte Frau Gluckkopf, „und weiß mehr davon.“

„Sieh mal, Vater, was ich malt hab;“ sagte Jobbele und zeigte ein Stück Schiefertafel.

„Was soll das verstellen?“

„Is ein Fuchs.“

„Oh, so! Dein Fuchs hat aber einen Rattenschwanz.“

„Laß mal sehen,“ riefen die andern Geschwister und lachten den Jobbele aus, er selbst lachte mit.

„Maaskörbel sagt der — der, ich weiß nicht, wie er heißt — hätte auch alles verschrieben,“ sagte finster die Frau.

„Ja, weiter!“

„Und der Frank Miller hätte ihn so schändlich betrogen.“

„Ei, wie denn?“

„Er hätte zweiunddreißig geborgt und sein Schuldschein laute auf sechszig. Weißt du auch, was du unterschrieben hast?“

„Ich kann ja kein Englisch; aber das glaub' ich nicht.“

„Wenn du mal wieder in die Stadt fährst, dann will ich mit, ich will die Dinger einmal sehen.“

„Das wäre doch zu erbärmlich. Ja, du mußt mit, du kannst gut Englisch.“

„Dann geh ich auch mit,“ rief Madelene; „der Jobbele war das letzte Mal mit.“

„Ich geh wieder mit,“ sagte Jobbele, „will den Fuchs und die Puffpuff sehen.

„Du hast dich ja vor der Puffpuff gefürchtet,“ erwiderte der Vater.

„Schweigt nur beide still,“ schalt die Mutter; „es ist für so kleine Kinder zu kalt.“

„Die Mutter ist heute niedergeschlagen, wir wollen einmal eins singen.“

„Singen, singen,“ jubelte Madelene; „Jobbele, thu' die Tafel weg.“

„Will nicht singen; will mit.“

„Was soll's sein?“ fragte der Vater.

„Vom kleinen Engel, der 'nein geguckt hat, gelt Jobbele?“

„Und detlatscht!“ rief Jobbele.

„Gut, dann singt alle mit.“

Es flog ein Englein mit der Schaar,
Um mit im Chor zu singen,
Das Englein sehr begierig war,

Zu wissen von irdischen Dingen.
Es flog und flog, wie der Sonne Strahl
Den weiten Weg in das Erdenthal.

Das Engelchen vermochte kaum
Vor Freude sich zu zügeln,
Schlug manches Rad im weiten Raum,
Und klatschte mit Händen und Flügeln,
Stieg auf und tauchte hinab hinaus
Und schaute zitternd in Nacht und Graus.

Das Englein kam zur Hirtenschaar
Wie war die Welt so stille!
Wie war die Welt so sonderbar
In träumerisch nächtlicher Hülle!
Der Himmel glänzend von Licht und Pracht,
Auf Erden schaurige Mitternacht!

Es guckt durch einen Spalt hinein
Und sieht das Kindlein liegen.
„Und das soll unser König sein?
Rasch, will ich zum Himmel fliegen;
Erzählen will ich der ganzen Stadt,
Wie lieb, wie lieb er die Menschen hat.“

Etwas später zeigte Madelene dem Jobbele etwas in der Kammer, gebot ihm aber, nichts zu sagen. Als sie wieder in das Wohnzimmer kamen, machte Jobbele, den Finger im Mund, ein schalkhaf-

tes Gesicht. Die Mutter wurde aufmerksam: „Ihr Spitzbuben," rief sie, auf die Kinder losfahrend, „ihr habt in der Kiste gewühlt." Die Kinder duckten sich und huschten laut aufschreiend und lachend in die Ecke. „Jetzt bringt euch aber das Christkindle gar nichts." Es waren die Weihnachtssachen, die die Kleinen ausgeschnüffelt hatten, nämlich eine Anzahl Kuchen in Vogel- und Pferdegestalt.

X.

Der Doktor.

Wir müssen doch einmal nach unserm Peterle sehen. Susanna Zinkeisen ließ es an Pflege nicht fehlen. Sie war zwar eine strenge Frau, aber nur weil sie überall das Recht suchte. Was sie für Pflicht hielt, das that sie. Wenn sie es für ihre Pflicht hielt, Peterle zu strafen, dann wurde er gestraft; und wenn sie es für ihre Pflicht hielt, Peterle ein Stück Brot zu geben, dann gab sie ihm ein Stück Brot. Jetzt hielt sie es für ihre Pflicht, ihn zu pflegen und er wurde gepflegt, gehörig.

„Georg, es wird nicht besser mit'm Peterle: ich denk', du fährst zum Doktor." Georg Zinkeisen gehorchte augenblicklich. Er war es so gewohnt. Seine ersten Einwendungen gegen Susanna's Befehle hatte er in den Flitterwochen gemacht, aber auch seine letzten.

„Du kannst ja reiten." Er warf eine Decke auf einen seiner steifbeinigen Gäule und ritt so weit,

als er vom Haus aus gesehen werden konnte; dann band er die Kracke an einen großen Stein. „So, mein Lieber; laß dir die Zeit nicht zu lang werden, bis ich wieder komme. Wenn ich die zwölf Meilen hin und her mich von dir hoppeln ließe, hätte ich wahrhaftig den Doktor nöthiger, als das arme Peterle.“

In etwa derselben Stunde, da er beim Arzt anlangte, langten Valentin und Katharina Gluckkopf bei Maaskörbels an. Frau Maaskörbel, eine dicke, freundliche, kleine Frau kam soeben nach Hause. Sie war bei Zinkeisens gewesen, um nach „ihrem“ Peterle zu sehen. „Er ist sehr, sehr krank,“ sagte sie. „Georg ist fort, den Doktor holen.“

Peter Maaskörbel. „Kein Wunder, daß das arme Würmchen krank ist. Die Alte meint's gut, aber sie weiß gar nicht, was ein kleines Kind ist. Sie meint, so ein kleiner Tropf müsse gerade so viel ausstehen können, wie sie und ihr Georg. Zinkeisen heißen sie, und von Eisen sind sie, alle beide. Sie haben sich beide ganz krumm geschafft.“

Kath. Gluckkopf. „Aber warum habt ihr das Kind nicht zu euch genommen?“

Frau Maaskörbel. „Wir wollten ja, aber sie hat's nicht gelitten. ‚Ich will auch ein Kind haben,' hat sie gesagt."

P. Maask. „Ja, hätte sie nur selbst welche, dann hätte sie auch ein Mutterherz. Den Georg behandelt sie auch, wie einen Rotzbub. Ich sollte die zur Frau haben, ich wollte sie zahm kriegen."

Frau Maask. „Ja du, du bist der rechte."

P. Maask. „Ich hätte sie schon in der ersten Woche verhauen, daß ihr die Fetzen am Leibe runter gehangen hätten. Hat sie da unsern Peterle beinahe todt hungern lassen."

Frau Maask. „Sie wollte das aber nicht. Sie hat ihm ja wer weiß wie oft geblasen."

P. Maask. „Zum Kuckuck mit ihrer alten Tutmaschine! Sie hätt' ihn sollen heim kommen lassen, wenn er als hungrig war; und ich will dir was sagen: wenn Peterle je wieder so weit gesund wird, daß er das Vieh hüten kann, und du sorgst nicht dafür, daß er genug zu essen kriegt, ich schlag dir deinen alten Brodschrank da in drei mal Hunderttausendmillionen Splitter, und dich sperr ich in den Hundsstall, verstanden!"

Kath. Gluckk. „Aber Peter!“

P. Maask. „Was? und du willst dein Maul auch reinhängen? Die Weibsleut' haben meinen armen kleinen Peterle verhungern lassen, und mich soll die Kränk holen, wenn ich's leid! Das arme Büble ist so treu und gehorsam und der Stier hat ihn schon schier todt gemacht, und die Weiber machen ihn noch ganz todt. Nehmt doch lieber die Axt und gebt ihm eins vor die Stirn, dann braucht er doch nicht so lang zu leiden, ihr miserablen Weibskerln! Der Velti lacht mich aus. Vergebt mir, ich kann mir nicht helfen. Ich mag das Kind zu gern leiden.“

Frau Maask. „Ich denk', wir gehen alle hinüber und sehen, was der Doktor sagt. Du gehst doch mit, Kathrina?“

Kath. Gluckk. „Ja, ich gehe mit; ich kenne die Zinkeisens eigentlich nicht; aber ich möchte doch gern euren Peterle sehen.“

P. Maask. „Gehst auch mit, Velti?“

V. Gluckk. „Gewiß geh' ich mit. Aber, Peter, du solltest nicht so bös werden.“

Frau Maask. „Sei nur ruhig, sonst geht's noch einmal los.“

Sie gingen. Frau Zinkeisen kam vor die Thür und sagte, sie dürften hinein, aber sie müßten ganz still sein und kein Wort sprechen. Dem alten Brummbär wurden die Augen feucht und es gährte gewaltig in seinem Innern, Mitleid für Peterle und Zorn über seine Behandlung durch einander.

Da lag das arme Kind, nicht auf seinem Spreuersack, sondern im Bett der Alten, bleich und hohläugig, die dünnen Arme auf das Federbett herausgestreckt. Er redete irre und lachte dazwischen. „Hui, wie hoch! Du Fratz! Gieb mir deine Flinte.“ Er zielte mit den Händen: „Baff, do leit er! ho, ho, ho! He, Alter, steig wieder auf deinen Strohhalm. Ja, ich komm schon. Guck, Mutter! Der alte Kerl is wieder vum Strohhalm g'falle.“ Frau Zinkeisen vergaß ihr eigenes Verbot und flüsterte zu den Weibern: „Er ist verrückt; so treibt er's schon seit Mittwoch.“

Draußen hörte man Pferdegetrampel und Zinkeisen trat gleich darauf ein. „Kommt er?“ fragte Maaskörbel flüsternd. — „Ja, er wird gleich hier sein.“

Die drei Männer gingen hinaus. Auf einem großen zweispännigen Bauernwagen kam der Arzt an. „Das muß ein guter Mann sein," dachte Gluckkopf, „daß er sich hier auf der wilden Prairie zwischen den armen Leuten niederläßt, wo er so wenig verdienen kann. Er ist auch arm. Blaue Hosen, ein alter Schlapphut, durch den der Wind pfeift und einen alten, zerrissenen Kittel. Ist das sein Arzneikasten? Das ist ja ein alter, zerlumpter Reisesack!"

Die Pferde wurden angebunden, und die Vier gingen in's Haus. Der Doktor machte ein sehr feierliches Gesicht. Er befühlte den Puls, wollte die Zunge sehen, wogegen Peterle sich sträubte: „Wart, du alter Kuhbüffel, ich schließ dich dich todt. Baff! do leit er."

Der Arzt stellte Susanna eine lange Reihe barscher Fragen, die sie im Flüsterton beantwortete.

Dann öffnete er seine Arzneitasche und machte eine Mixtur zurecht, die, wie Maaskörbel später behauptete, just wie das gangbare Viehpulver roch. Er versuchte Peterle einen Löffel voll beizubringen, aber da kam er an den rechten. Peterle schlug mit

der Faust drein, daß der Löffel an die Wand flog und das ganze Bett verspritzt wurde.

„Er muß es einnehmen," sagte der Arzt, „oder er geht drauf."

Er kam wieder mit einem Löffel voll heran. „Bleib weg, alter Frosch!" keuchte Peterle, als der Arzt ihn packte und ihm den Löffel in den Hals zwängte. Das war zu viel für Maaskörbel, er ging hinaus, und was er da sagte, war keineswegs lieblich anzuhören.

Peterle hatte wieder die ganze Geschichte ausgespuckt und blies den braunen Schaum von den Lippen mit einem so wehmüthigen Blick, daß es einen Stein hätte erbarmen müssen. Als der Sudelphysikus zum dritten Male kam, hörte Maaskörbel Spektakel. Er ging an's Fenster und sah zu seiner großen Freude, daß der Karo sich nun unter dem Bett hervormachte. Peterle schrie und der Hund packte zu. Dem Arzt wäre es schlecht ergangen, wenn er nicht sofort sich vom Bett entfernt hätte. Er ließ zwei mächtige Flaschen seiner Pferdemedizin dort und schärfte Frau Zinkeisen die Anordnungen gehörig ein; dann packte er hastig wieder

zusammen und ging hinaus. Die andern Männer wollten folgen, aber Susanna hielt ihren Mann fest, schob ihm etwas Geld in die Hand und flüsterte: „Bezahl' ihn gleich."

„Was fehlt dem Kind?" fragte Maaskörbel.

„Er hat Wesselfieber."

„Was hat er?"

„Wesselfieber."

„Weiß nicht, was das ist."

„Magenfieber hat er."

„Was ist das für ein Fieber?"

„Klimafieber, verstehen Sie das?"

Georg Zinkeisen: „Wie viel bin ich schuldig?"

Arzt: Vierzehn Dollars.

Georg Zink.: „Warten Sie, ich muß noch Geld holen."

Er ging in's Haus und verlangte mehr Geld. „Drei Dollars hab' ich dir schon gegeben," schnarrte Susanna, des Kranken vergessend.

Georg Z.: „Er will vierzehn Dollars haben."

Suſ. Z.: „Um's Himmelswillen, wo denkt der Menſch hin?“ Damit ſchoß ſie zur Thür hinaus. „Wie viel wollt Ihr haben?“

Arzt: „Vierzehn Dollars.“

Suſ.: „Wofür denn? für die Schmier?“

Arzt: „Zwei Dollars für die Medeſin und einen Dollar die Meile.“

P. Maask.: „Gib's ihm, gieb's ihm, ich bezahl's.“

Suſ.: „Hier habt ihr zehn Dollars, jetzt macht, daß Ihr fortkommt.“

Arzt: „Vierzehn Dollars.“

Suſ.: „Ihr kriegt ſie nicht.“

Arzt: „Werde ſie ſchon bekommen, adjes.“

P. Maask.: „Der Leuteſchinder, der will Doktor ſein? keine Sau kann er doktern. Ein Schuft iſt er!“

Da ging es nun wieder los. Zur Ehre Suſanna's ſei's geſagt: Der Arzt war kaum vom Hof, da hat ſie ſein Rattengift hinausgetragen und gegen einen Stein geſchleudert, daß die Flaſchen in tauſend Stücke ſprangen; hätte ſie es nicht gethan, Peterle wäre geſtorben. So wurde er unter ihrer Pflege

doch langsam wieder besser; nur sein Verstand blieb, als die Glieder wieder erstarkt waren, in Nebel gehüllt.

Dieses alles war im Juli vorgefallen; als Maaskörbel damals Peterle beim Flohfang traf, war er schon so weit hergestellt, daß er wieder hüten konnte in seiner Weise; man mußte ihn aber so viel als möglich im Auge behalten, denn er war ganz unberechenbar. Manchmal kam er schon nach einer Stunde wieder mit dem Vieh, und behauptete, er hätte das Horn gehört. Manchmal wurde es dunkel, und sie mußten ihn mitsammt seiner Heerde holen. Zu essen hatte er aber mehr als genug. Frau Zinkeisen gab ihm einen großen Kessel mit, den sie halb voll machte, mehr als der stärkste Mann essen konnte; und wenn er zu Maaskörbel kam, um ihr Vieh zu holen, machte Frau Maaskörbel den Kessel jedesmal voll. Peterle und Karo lebten wie Fürsten.

XI.

Pferdekauf.

Maaskörbel hatte selbst zwar keine Schulden, aber auch wenig Geld. Zwei Jahre hatte er schon gespart, um ein Gespann Pferde kaufen zu können. Er hatte nun bereits soviel erübrigt, war auch einige Male in die Stadt gefahren, in der Absicht zu kaufen. Fast jede Woche brachte der Zug eine Ladung Pferde, aber Maaskörbel fand sie immer zu theuer und zu schlecht, waren es doch meist alte Krüppel, die man weiter südlich als Abzahlung auf Ackergeräthe und Maschinen angenommen hatte.

„Der da," sagte er bei einer solchen Gelegenheit, „der soll fünf und achtzig Dollar kosten? ist keine fünf werth. Er hat ja Spat und Ringbein und Windgallen und Schwund, und ist wahrscheinlich auch dämpfig; denn er sieht just so aus. Den hat der Noah schon in der Arche gehabt, geht mir weg. Wenn Ihr keine gescheidten Rosse herbringen

könnt, dann solltet Ihr sie lieber daheim totschlagen und die Geier damit füttern und euer Geld sparen. Aber Ihr wißt ganz gut, warum Ihr dieses Rabenfutter herbringt. Ihr habt schon manchen armen Mann damit angeführt.“

So wurde jedesmal nichts daraus. Aber eines Tages kamen zwei fremde bärtige Männer gefahren, die hatten zwei schöne, bildschöne Schweißfüchse hinten an den Wagen gebunden. Sie hätten vernommen, wie sie sagten, daß er Pferde kaufen wolle, und zwar gute. Er besah sich die Thiere, breite Brust, starke Knochen, muntere Augen und kein Fehler konnte entdeckt werden. Der Preis aber war unverschämt. Er feilschte jedoch so lange, denn haben mußte er die schönen Thiere, bis er sie für seine ersparten zweihundert und fünfzig Dollars bekam. Die Männer behaupteten, es sei eine Schande, aber sie wären so weit hergekommen, und wieder mitnehmen wollten sie sie nicht.

Der Alte geberdete sich einige Tage wie ein Kind vor Freude. „Peterle,“ sagte er zu diesem, als er mit seiner Heerde nach Hause kam, „Peterle,

hast schon die schönen Rosse gesehen? Komm einmal mit.

„O wie groß!“ rief Peterle.

„Da setz dich einmal drauf. Hei, du siehst akkurat aus wie ein General! Jetzt auf diesen. Sind sie nicht schön und zahm?“

„Schmeißen sie nit?“

„I bewahre! du kannst ihnen unter dem Bauch durchkriechen, sie thun dir nichts. Jetzt geh, bring die Küh heim und sag dem Georg, er soll rüber kommen.“

Georg Zinkeisen verwunderte sich höflich, fragte sofort nach dem Preis.

„Die sind wirklich spottwohlfeil, zu wohlfeil. Sie müssen einen Fehler haben.“

„Die? einen Fehler? Da befühl nur die Knochen. Die sind gesund wie ein Fusch.“

„Dann schlagen sie vielleicht!“

„Ach wo! Lämmer sind sie,“ erwiderte Maaskörbel, kitzelte sie in den Flanken, kroch unter dem Bauch durch, und fragte, nachdem er allerlei angestellt hatte: „Was meinst jetzt?“

„Sind am Ende Durchbrenner.“

„Ich glaub's nicht, sie sehen gar nicht darnach aus. Wir wollen sie einmal einspannen. He, ja! ich hab ja kein Pferdegeschirr! Wir nehmen dein Geschirr und einen Wagen, was sagst?“

„Ich bin's schon zufrieden, aber die Pferde sind viel mehr werth, sag ich dir.“

„Weiß ich, weiß ich; sie wollten vierhundert Dollar dafür haben.“

Die Pferde wurden angespannt, alles lief zur besten Zufriedenheit ab.

Nach vier Tagen, als Maaskörbel bei Zinkeisens war, kam wieder ein fremder Mann und wollte Vieh kaufen. Das Vieh war auf der Weide. „Ich will's Peterle holen,“ sagte Zinkeisen, den Rock anziehend. „Bleib nur hier;“ herrschte Susanna ihn an, „ich will blasen.“ Sie blies; Peterle hatte es gehört, denn man sah ihn das Vieh zusammentreiben.

„Wollen Sie meine Rosse sehen? „fragte Maaskörbel den Fremden? Sie gingen hinüber in den Stall. „Wo habt Ihr die her?“ „Habe sie

vor einigen Tagen gekauft.“ „Von wem, wenn ich fragen darf?“ Peter antwortete der Sache gemäß. Als das Vieh kam, konnten die beiden Männer nicht einig werden, der angebotene Preis war „unter allem Hund,“ wie Maaskörbel nachher seiner Frau erzählte.

Am darauffolgenden Abend kamen schon wieder zwei Männer, der nämliche, der tags zuvor dagewesen war, und der Konstabler.

„Das sind meine Pferde,“ sagte der Fremde, „Ihr habt sie gestohlen.“

„Heiliger Himmel, jetzt bin ich doch angeschmiert! Was soll ich machen? Gekauft hab ich sie, sag ich Euch, von zwei Erzspitzbuben. O die Galgenraben!“

„Laßt nur das Geschimpfe. Ihr werdet aufgehängt, so gewiß wie ich Greifmann heiße,“ sagte der Konstabler, und legte ihm Handschellen an.

Maaskörbel mußte für's Erste einige Wochen brummen, und gebrummt hat er auch, wie es einem deutschen Manne geziemt. Beim Verhör sagten seine Nachbarn aus, daß sie die beiden Männer mit den Schweißfüchsen hinten am Wagen hätten sehen

über die Prärie fahren; und daß Maaskörbel ein ehrlicher Mann sei, dem niemand etwas nachsagen könne. Einige jedoch behaupteten daß sie Bärte gehabt hätten, andere sie hätten nicht, was man gut zusammenreimen konnte, wenn man annahm, daß es falsche Bärte waren. So entging Maaskörbel mit knapper Noth einer Zuchthausstrafe von mindestens zehn Jahren. Wer am meisten bei der Geschichte einbüßte, war er selbst; seine mühsam ersparten zweihundert und fünfzig Dollars waren in die Rappuse gegangen.

XII.

Ein Wütherich.

Der Winter ist ein starker Mann,
Kernfest und auf die Dauer.

So war es denn mittlerweile Winter geworden, und das grimmig, wie man es hier nicht anders erwartet. Der Wind kam tausend Meilen über die Prärie dahergefegt und wehte den Schnee alle über die Häuser und Ställe und Heuschober vom Nordwesten her, daß es hoch auf der Südostseite sich aufthürmte. War der Schnee alle zu Hauf geweht, dann schickte Herr Wind die lockere Erde des Ackerlandes hinterdrein und strich die Schneewehen damit schwarz an. Die Rasenställe sind niedrig und eng, und wenn viel Vieh darin steht, zieht eine Dampfwolke von der theilweise offenen Thüre in die Höhe; der Wind huscht über das Dach, und zerzaust den Dampf, bis nichts mehr davon übrig ist. Das Heu ist gestockt. Sieh, da kommt einer mit einem Spa-

ten und gräbt einen Gang, um an den Heuschober zu kommen. In diesem Gang legt er sich das ausgezupfte Heu zurecht, dann umspannt er es mit den Armen, als ob er's lieb drücken möchte, und strauchelt damit hinaus in's Freie. Das ist dem Herrn Wind ein gefundenes Fressen. Er fällt über den Mann her, reist ihm die Hälfte des Bündels aus den Händen und nun fort damit über die Prärie, das unschuldige Heu, wie ein Riese, stampfend und pustend und schleudernd, bis auch nichts davon übrig ist. Am meisten Vergnügen macht sich der Wind mit den Präriedisteln oder Hexen. Das sind große, mit hunderttausend Samenkörnlein gefüllte Pflanzen, die wie kleine Wachholdersträucher mit runder Krone wachsen und an einem einzigen kleinen Stiel mit der Erde verbunden sind. Der Wind reißt sie aus, die großen und die kleinen und jagt sie zu Tausenden über die Prärie; bald fliegen sie in der Luft, bald rollen sie auf dem Boden, bald hüpfen sie hoch prallend darüber hin, ein wahres Walpurgisfest. Sind Drahtzäune vorhanden, so werden die Hexen gefangen und müssen, sie mögen zucken und strampeln wie sie wollen, stillhalten, bis der Landmann im Früh-

ling sie aus dem Banne erlöst und ohne langen Hexenprozeß auf Haufen wirft und verbrennt.

Ja die Drahtzäune, sie sind ein Segen und ein Fluch auf der Prärie; ein Segen, weil dann die Peterles, deren es viele gibt, nicht mehr in Wind und Wetter und Sonnenglut das Vieh hüten müssen; ein Fluch, weil so mancher Nachtfahrer und so manches schöne, muntere Füllen darin zu Schanden wird.

In dieser Gegend waren jedoch keine Zäune, außer höchstens bei einigen Gehöften ein kleiner Viehhof. Da hatte man im Winter, wenn bei schönem Wetter das Vieh ausgelassen wurde, um das trotz Frost und Kälte noch saftige Büffelgras zu suchen, aufzupassen, daß derselbe Herr Wind nicht unversehens sich von seinem Lager im Nordwesten erhob. Eben in diesem Winter trieb er den Gluckkopfs zwei Rinder in die weite Welt, und dem Herrn Bankier hatte unser Herr Gott eben so viel Stück Vieh aus der betreffenden Hypothek gestrichen, womit er denn auch sein Gewissen, wenn es mitunter ein wenig knurrte, zur Ruhe brachte.

In dieser Gegend waren, wie gesagt, keine Zäune, und man konnte schnurgerade in alle vier

Winde fahren, wer weiß wie weit. Merkwürdig, daß Leute, die mehrere Jahre auf der Steppe oder Prärie gewohnt haben, selten, auch wenn die Sonne ihr Antlitz verhüllt, von der Richtung abkommen. Es scheint sich mählig ein Instinkt zu bilden, wie der der Brieftaube.

„Bleib im Haus, Madelene, der Wind weht dich fort.

Wie er heult und pfeift! Die Kinder kratzen den Frost von der Scheibe und piepen durch, sehen aber nur das wilde Toben des Schnees, der nicht von oben fällt, sondern von Norden her über den Boden gehetzt wird, weiter und immer weiter, es sei denn, daß er hinter den niedrigen Hütten oder in einer Schlucht eine Zuflucht findet vor seinem erbarmungslosen Verfolger. Geht es nicht manchem armen Ansiedler ebenso? Sein Verfolger ist der bluthündische Wucherer, und die tiefe Schlucht ist das stille Grab. Daselbst müssen doch aufhören die Gottlosen mit Toben; daselbst ruhen doch, die viele Mühe gehabt haben. Da haben doch miteinander Frieden die Gefangenen und hören nicht die Stimme des Drängers (Hiob 3, 17. 18).

„Laß die Thür zu, Jobbele. Hörst du? Madelene, hilf ihm. Könnt ihr's nicht erzwingen? Wart, ich komme."

Da wird nun geschoben, von innen und außen, Wind und Menschen gegen einander. Endlich haben die Menschen es erzwungen.

Wie er heult und pfeift und im Schornstein röchelt! Aber im Hause ist es gar traulich und warm. Die Kinder sollen lernen, denn Schule haben sie noch keine. Da müssen Vater und Mutter Lehrer sein, und rechte Ordnung ist nicht in ihrer Schule. Die Kinder machen gar zu viel Dummheiten. Die großen Söhne necken und ärgern abwechselnd die Madelene und's Jobbele, und die Mutter sagte: „Vater, schaff doch einmal Ruh!" Der Vater sagte: „Laß sie doch ihren Spaß haben, der Winter ist noch gar lang." Und der Wind heult und pfeift um's Haus herum, als möchte er gerne herein und röchelt und brummt im Kamin, als wollt er Bär spielen.

„Wo ist meine Tafel," schreit Jobbele, und die Mutter sagte, er solle da schauen und da, und sie ist doch nirgends zu finden, und Jobbele will flennen.

Da wird die Mutter ärgerlich: „Sie ist doch keine Kuh, mit vier Beinen, daß sie fortlaufen könnte, und fliegen und schwimmen kann sie wahrhaftig auch nicht.“

Da holt der Vater, der sie zum Schabernack versteckt hatte, sie hervor: „Da hast du deine Tafel, du Brüller!“

Und so und ähnlich wird's den lieben langen Winter, Tag für Tag, getrieben, und die Herzen der Eltern und Kinder wachsen immer inniger zusammen, trotz der scheinbaren Barschheit oder Empfindlichkeit, und wenn die Kinder zanken und streiten, werden sie von der Mutter oft gewarnt: „Ihr werdet noch die Zeit erleben, wo ihr froh sein würdet, einander zu sehen, sagt nur, ich hab's gesagt.“

In dem Urwald Wiskonsins stand an demselben Tage ein hoher, stämmiger Mann, die Axt in der Hand vor einer Tanne und dachte: „Wie mag's jetzt meiner Frau und den kleinen ergehen?“ Und in den Bergen Pensylvaniens las ein reicher Herr einige Tage später von dem Sturm in den Nordweststaaten und dachte: „Was wohl die Källi und der kleine Urias diesen Winter in dem fernen Indiana

machen. Da muß es wohl bitter kalt sein.“ Denn so weit reichte die Bildung des reichen Mannes nicht, daß er genau gewußt hätte, wo Indiana liegt. In seiner Vorstellung mußte es nicht weit vom Nordpol sein. Hatte einmal einer von Oregon erzählt, und er wollte wissen ob Indiana nördlich oder westlich von Oregon sei.

Und die Leute im Busch und die Leute in den Bergen, können beide sich keine Vorstellung davon machen, wie der Wind in seinem unermeßlichen Prärierevier saust und tobt. Wehe dem, den er in der Nacht, oder in einem Schneewetter außerhalb seiner vier Wände erwischt!

Ist der Nordwind endlich des Tobens müde, daß er sich auf einige Tage legt, um neue Kräfte zu sammeln, so kommt mitunter sein Bruder aus dem Südwesten und schaut nach, was jener alles für Unheil gestiftet hat, und sucht es wieder theilweise gut zu machen. Der Schnee beginnt zu schmelzen, das Vieh darf heraus sich zu sonnen und Büffelgras zu suchen, und mitten im Winter spannt der Bauer seine Ochsen an den Pflug und ackert, so lang die Herrlichkeit dauert; bis etwa der freundliche Chinook

wieder in sein Südland gejagt wird. Dieser warme Südwestwind heißt nämlich Chinook.

„O der kalte grausame Winter!“ singt Longfellow. Er hat schon viele Krüppel gemacht. In einer Stadt sitzt einer im Wägelchen und bettelt. Hände und Füße abgefroren; in einer andern humpelt einer auf den Knieen durch die Straßen, ein derber Stock, der ihm als eine Art Ruder dient, in der Hand; die Beine sind ihm, als er betrunken auf der Prairie lag, abgefroren. In einem kleinen Thal Süddakotas steht ein Kirchlein, und neben dem Kirchlein ist ein ungezäuntes Grab. Darin liegen fünf Schulkinder, alle Kinder einer Mutter, und alle in einer Nacht, als sie im Sturme von der Schule nach Hause wollten, alle, alle, in einer Nacht erfroren. O das arme zerrissene Mutterherz! Jener Morgen als die Kinder in die Schule gingen war so freundlich; aber die lieben Kleinen sind nicht mehr da. Ein kleiner Knabe wollte absolut nicht in die Schule an diesem Tag. Er schützte alles Mögliche vor, seine Stiefel seien zerrissen, seine Tafel sei kaput; hatte er ein Vorgefühl von dem was kommen würde? Hat doch das

Vieh gebrüllt, ehe der Sturm kam, und sich in die Ställe geflüchtet! Aber der Morgen war so lieblich, der Kleine mußte in die Schule, und die Eltern haben es nur gut mit ihm gemeint. An jenem Abend kam er nicht nach Hause und kam nie wieder. Seine erfrorene Hülle wurde später draußen auf der Prairie gefunden.

„O Jobbele und Madalene, und du, du armes Peterle, ihr seid am Leben geblieben, ihr hattet damals noch keine Schule!"

Damals hat die Frau das Nachtessen ihres Mannes an den Herd gestellt, aber er kam nicht. Die Kinder haben am andern Tag den Reif vom Fenster geschabt und hinaus geschaut, und geschaut und geschaut: Mann und Pferde im Wetter erfroren; sie haben ihren Vater nie wieder gesehen.

Das Mutterherz hörte das Wimmern der Kinderchen im Sturm, und hört es vielleicht heute noch; und manche Mutter ist Nachts im Schlafe wohl aufgestanden und hat ihre Kinder gesucht, oder wollte sie besser zudecken, weil sie so frieren. Die Finger der Träumerin streicheln das Haupt des Lieblings im kleinen Bett, und kosen und streicheln, und es ist

kein Liebling da; nur das Kissen wird glatt gestrichen.

„Gottes Rath ist unerforschlich und unbegreiflich seine Wege!“ Möge er die zerbrochenen Herzen wieder heilen.

XIII.

Wenn der eine liebe Kaffee nicht wäre.

In diesem eben beschriebenen Winter war ausnahmsweise viel Schnee gefallen, und da im Monat Januar der Wind nicht mehr so tobte, blieb der Schnee liegen. Das machte theils Freude, theils Kummer. Freude, denn das Sprichwort behauptete, daß auf viel Schnee eine gute Ernte zu folgen pflege. Nicht etwa weil der Schnee die Wintersaat beschützt, denn im Herbst wurde nicht gesäet; hätte auch nichts gefruchtet, so lange noch kein Wald da war, der Wind hätte die ganze Saat fortgeblasen; sondern weil — ja weil was? das konnte niemand recht sagen, man hatte dieses nur so im Gefühl. Maaskörbel erklärte die Sache so: „Ist viel Schnee, so kommt, wenn er thaut, viel Wasser in den Boden; je feuchter der Boden, desto besser zieht er den Regen an; und Regen ist das einzige, das zu einer guten Ernte vonnöthen ist; denn besseren Boden giebt es

keinen unter der Sonne, als der unsrige.“ Also war der viele Schnee ein Grund zur Freude. Es ging aber bei manchen Familien in der Ansiedlung sehr knapp zu, und Schmalhans war Küchenmeister. Hühner, Schweine oder Milchkühe hatten die wenigsten. Hatten sie etwa noch Getreide im Schlafgemach aufgeschüttet, so konnten sie im tiefen Schnee es nicht auf den Markt bringen, denn ihrer manche hatten 25—70 Meilen in die Stadt. Da wurde Mehl dafür eingetauscht. Dieses Mehl war meist theuer und schlecht, denn es wurde nicht dort gemahlen sondern weiter her gebracht; so billig wie möglich gekauft und mit Hinzurechnung der vorgeblich hohen Transportkosten, so theuer wie möglich losgeschlagen. Das ist so die Weise der Kaufleute überall. Kommt dann noch das hinzu, daß hunderte von Familien etwas haben müssen und von einem oder zweien Kaufleuten abhängig sind, dann werden jene erst recht geschröpft.

Bei Gluckkopfs, wie bei den Nachbarn, bestand morgens, mittags und abends, die Mahlzeit aus Kaffee und trockenem Brot. War das Brot schon schlecht genug, so war der Kaffee erst recht nichts

werth. Denn den theuren Bohnenkaffee konnte man nicht erschwingen und nahm deßhalb seine Zuflucht zum sogenannten Kaffee-Essenz. Wovon dieser Stoff gemacht wird, weiß Keiner der die Brühe trinkt. Eine Mischung von verschimmeltem Kaffee, Schuhwichse und schwarzem Syrup scheint dem Geschmacke am nächsten zu entsprechen.

„Wenn der a lieb Kaffee nit wär," sagte Großmutter Klaus eines Tages zu Katharina, „mer wißt schier gar nit, was mer anfange sott."

Keine Milch, Butter, Eier, Wurst; nur trocken Brot und Kaffee, und Kaffee und trocken Brot. Was Wunder, daß viele Leute wehe Augen bekamen? besonders wenn man die dumpfe Wohnung und die endlose, glitzernde Schneefläche mit in Betracht zieht.

Valentin Gluckkopf hatte schon verschiedene Versuche gemacht in die Stadt zu fahren, kam aber höchstens bis zum nächsten Nachbar, dann mußte er mit den todtmüden Pferden umkehren. Das Mehl ging auf die Neige, und von dem sogenannten Kaffee, war schon längere Zeit nichts mehr im Schrank. Die einzige alte Kuh, die Milch gab, war trocken ge-

worden; und die beiden Rinder, deren eins früh melk werden sollte, waren verirrt und lagen wahrscheinlich irgendwo in einer Schlucht im Schnee begraben; denn alles Suchen darnach blieb vergeblich.

„Mutter, ich will ein Stück Brot," bettelte einige Tage später der Kleinste. „Mein liebes Kind, das Brot ist all," war die traurige Antwort. Der Vater hatte wieder einen fruchtlosen Versuch gemacht nach der Stadt zu fahren und brachte vom Nachbar ein wenig Mehl mit.

Dann fing es wieder an zu stürmen, und das Brot ging aus. Man stellte nun alles Mögliche auf, Brot zu bekommen. Weizen, sie hatten noch etwas Saatweizen zurückbehalten, wurde in einem eisernen Topf zerstampft; aber es ging nicht. Vom Nachbar wurde die Kaffeemühle geborgt; es ging auch nicht. Dann fing die Mutter an Weizen zu kochen, so daß man wenigstens nicht verhungern brauchte. Die paar Säcke Kartoffeln, die sie geerntet hatten, waren schon früher verzehrt worden.

„Ach du lieber Gott," jammerte die Mutter, „willst du uns alle verhungern lassen?"

„Ach Mutter," tröstete der Vater, „gib dich nur zufrieden; der treue Gott wird uns schon aus der Noth helfen. Es ist ja noch keins verhungert und wird keins verhungern. So viel müssen wir dem lieben Gott zutrauen. Der uns den Sohn gegeben hat, sollte er mit ihm uns nicht alles schenken? Ich glaub's gewiß. Morgen mach ich mich auf und gehe zu Fuß in die Stadt. Ich glaube die Schneedecke wir schon an den meisten Stellen mich tragen."

„Was wird das helfen?" wendete sie ein; du kannst bei dem Schnee kein Mehl schleppen, den weiten Weg."

„Ich probiers einmal."

„Bis du wiederkommst sind wir alle verhungert. O! wenn mein Vater uns jetzt sähe, ihm würde das Herz bluten."

„Der himmlische Vater sieht's; er wird euch nicht umkommen lassen. Wie heißt der Spruch von dem Haar auf dem Haupte?"

„Ich weiß, Vater," sagte Madelene: „Kauft man nicht zween Sperlinge um einen Pfennig? Noch fällt derselben keiner zur Erde, ohne euren Vater. Nun aber sind auch eure Haare auf dem Haupte

alle gezählt. Darum fürchtet euch nicht; ihr seid besser denn viele Sperlinge.“

Es war wohl ganz natürlich, daß Valentin Gluckkopf sich in seiner Lage viel mit der Vorsehung beschäftigte. Seitdem er alles eigene Verdienst, und alle eigene Gerechtigkeit, daran gegeben, oder vielmehr als eitel Sünde und Ungerechtigkeit hatte kennen lernen, und sich nun ganz auf das Verdienst Christi verließ, konnte er wirklich sein Herz stillen. Er suchte für die Kinder zum Auswendiglernen auch immer solche Sprüche die entweder von dem Blut und Verdienst Christi, oder von der gnädigen Vorsehung Gottes handelten.

Seine Frau konnte sich aber immer noch nicht darein finden. Sie wußte wohl, daß ihr Mann recht hatte, aber ihr Herz, wenn nicht sehr trotzig, war doch sehr verzagt.

Am folgenden Morgen brach Valentin auf zur Stadt. Mutter und Kinder sahen ihm nach so weit er in Sicht blieb. Jobbele lachte, wenn der Vater einbrach, und die Mutter bedauerte ihn. Er war ihr ein guter Mann, obgleich ihr zweiter, und die Thränen standen ihr in den Augen, während sie seinen

Anstrengungen zuschaute, und sie dachte: „Wer weiß, ob ich ihn je wieder sehen werde?“ Daß er im besten Falle eine Woche ausbleiben würde, war gewiß.

Am vierten Morgen nachdem Valentin fort war, kam der zweitälteste Sohn athemlos ins Haus gerannt: „Das Beil her, schnell!“ „Was ist denn jetzt wieder los?“ rief die geängstigte Mutter, und stürzte hinaus. Jobbele und Madelene lagen noch in den Federn, aber sie hatten es gehört, und auf und hinaus stürzten auch sie, barfuß und in den Nachthöschen.

Wollt ihr machen, daß ihr wieder in's Haus kommt!“ schrie die Mutter.

„Hast du den Fuchs gesehen?“ fragte Jobbele als sie wieder drin waren. „Ich hab' ihn gesehen.“ Da lief Madelene noch einmal hinaus, wurde aber sofort wieder hineingescheucht.

Am Heuschober hatten sich in jener Nacht zwei Antilopen dick voll gefressen, und als Jakob und Friedrich die Pferde und die Kuh füttern gingen, wollten die niedlichen Thiere auf und davon springen. In ihrer Hast brachen sie durch die Schneedecke

und konnten nicht schnell fort, Die Knaben verfolgten sie bis in den Viehhof des Nachbars Klaus, wo sie instinktmäßig sich hinter dessen Gehöft verstohlen durchmachen wollten. Eins davon blieb im Drahtzaun hangen, wo es von den beiden Knaben gegriffen wurde. Das andere entkam.

Das war ein Jubel! Klaus kam nun auch dazu. Es wurde geschlachtet und lieferte auf einige Wochen für beide Familien Fleisch, das zwar stark wildenzte, aber es war doch Fleisch. In der ersten Freude zerrannen die trüben Gedanken Katharinas; aber bald kehrten die Besorgnisse um den theuren Mann wieder bei ihr ein. „Wenn der Vater jetzt nur hier wäre!" sagte sie einmal über das andere."

„Da kommt der Vater, da kommt der Vater!" riefen die beiden Kleinen zugleich; und richtig da war er mit einem Nachbar auf dem Schlitten. Sie fuhren vor und fingen an abzuladen, einen Sack, noch einen Sack, drei, vier Säcke; Mehl genug auf zwei Monate. Katharinas Staunen wollte kein Ende nehmen.

„Haben ihn todt deschlagt," sagte Jobbele, und machte die entsprechende Bewegung mit der Hand,

„todt deschlagt", der Vater hörte erst gar nicht darauf. „Haben ihn todt deschlagt! guck Vater, so mit dem Beil, ganz todt."

„Was habt ihr todtgeschlagen?"

„Fuchs todt deschlagt," antwortete Jobbele.

„Einen Fuchs habt ihr todtgeschlagen? Ist's wahr Mutter?" Die Mutter machte ein verschmitztes Gesicht. „Was habt ihr denn wieder miteinander?" fragte Valentin, als er das Geberdenspiel seiner Familie bemerkte. Madelene lachte laut auf. Es war zu köstlich den Vater so zu mystifiziren. Jobbele wiederholte immer wieder: „Den Fuchs todtdeschlagt!" „Nein," sagte Madelene, „eine Antilope." „Du kannst aber auch gar nichts verschweigen," schalt die Mutter, die vorher die Kinder eingeschult hatte, zu schweigen wenn der Vater kommt; sie wollte ihn überraschen.

Da nun abgeladen war, mußte Valentin erklären, wie es zugegangen sei, daß er so bald wieder komme. Der Knoten war leicht gelöst. Weiter nach der Stade hin hatten Leute schon Bahn gebrochen, und er konnte mii einem Nachbar hin und zurück fahren. Der Mann war so freundlich eine klein La-

dung Mehl für Gluckkopf mitzunehmen und hatte es auch hergebracht. Die letzten drei Meilen mußte allerdings geschaufelt werden, aber sie kamen durch. Hab ich dir nicht gesagt, Gott läßt uns nicht verhungern?" Der Nachbar blieb die Nacht da. Als sie das Abendbrot gegessen hatten, Pfannkuchen und Antilopenfleisch, stimmten sie mit freudigem Herzen das Lied an:

„Nun danket alle Gott."

XIV.

Schallmeierei.

Maaskörbels und Zinkeisens hatten etwas mehr als Brot und den einen lieben Kaffee, nämlich Milch. Den bösen Stier haben sie auch geschlachtet. Als Maaskörbel ihm die Gurgel abschnitt, nannte er ihn Frank Miller. Einen stärkeren Schimpfnamen hatte er in seinem reichhaltigen Register nicht, als diesen. So konnte er doppelt Rache nehmen; der Stier wurde beschimpft mit dem Namen und Frank Miller wurde totgestochen.

Sogar Peterle, der seit jenem Abenteuer mit den Zwergelchen selten lachte, mußte über Maaskörbel lachen. Das freute den Alten, und Peterle mußte dem Frank Miller einen Fußtritt geben: „Noch einen," schrie der Alte. „So jetzt wollen wir dem Leuteschinder die Haut abziehen."

Peterle hatte es verhältnißmäßig recht gut bei Zinkeisens diesen Winter. Susanna sah wohl ein,

daß sie zu schroff gegen ihn gewesen war; es ging ihr auch zu Herzen, daß er nicht mehr so lustig war, wie früher. Er hatte ein träumerisches Wesen; merkte vieles nicht, das um ihn her vorging, etwa wie Kinder, die schwerhörig sind. Wenn seine Zunge sich mitunter löste, dann erzählte er die abenteuerlichsten Märchen von Dingen, die er behauptete gesehen zu haben. Er sollte diesen Winter auch etwas lernen, denn er ging schon stark ins neunte Jahr und konnte weder lesen noch schreiben, geschweige denn rechnen. Nahm ihn Georg Zinkeisen auf Befehl seiner Frau einmal vor, so sagte er die Buchstaben, Silben und Worte mechanisch nach, konnte aber keinen Buchstaben über Nacht behalten, außer q, den er zuweilen auch Stier oder Kalb nannte. Am meisten konnte die große Tochter Maaskörbels, die Paulina, mit ihm anfangen. Sie erzählte ihm kleine Geschichten, machte allerlei Narrenstreiche, denn darin hatte sie etwas vom Vater geerbt, und suchte ihn so auf andere Gedanken zu bringen. Sie brachte es gegen Frühjahr so weit, daß er im A. B. C. Buch etwas lesen konnte; der einzige Fehler war, daß er alles auswendig wußte.

Anstatt sich das Wortbild einzuprägen, prägte er sich den Gockelhahn ein. Kam er dann an die Geschichte vom Gockelhahn, so leierte er sie her mit dem Finger im Text, bald zwei Zeilen voraus bald zwei hintennach. So mit allen Bildern die im Buche waren. Paulina schalt und koste, beides vergeblich. Sie versprach ihm „Küchele" zu backen, Geschichten zu erzählen, alles Mögliche und Unmögliche, Peterle blieb sich immer derselbe. Nichts konnte seine Gedanken länger als zwei Minuten auf dem geraden Geleise halten, seine Phantasie hatte zu viele Weichen gestellt, und seine Gedanken glitschten fortwährend neben hinaus.

Gegen Frühjahr kam seine Mutter auf Besuch. Peterle hatte sie seit zwei Jahren nicht mehr gesehen und kannte sie nicht mehr. Erst nachdem sie sich längere Zeit mit ihm abgegeben hatte, fing es an bei ihm durchzudämmern. Sein Gedächtniß gab von den frühern Jahren erst dies Bild, dann ein zweites Bild her; wie aus einem fernen Nebel lösten sich allerlei Erinnerungen ab und stellten sich vor die Seele, bis es ihm wieder vorkam, als wäre er nie von der Muter getrennt gewesen.

Seine Mutter nahm ihn schon am ersten Tage vor und wollte hören, wie viel er gelernt hatte. Nichts hatte er gelernt und viel vergessen, hatte sie doch selbst ihm früher die Buchstaben schon beigebracht. Sie schüttelte wehmüthig den Kopf. Es kam ihr fast vor, als hätte Peterle etwas von seinem Verstande eingebüßt. Nun machte sie sich daran, und siehe da, es wurde immer heller in seinem Kopf. War es die bessere Lehrmethode, war es die gütige Mutterliebe, er lernte bald lesen, daß seine frühern Lehrer erstaunten.

„Er ist ein Träumer," sagte Frau Zinkeisen. „Das hat er vom Vater," erwiederte Frau Schallmeier. Peterles Familienname war nämlich Schallmeier. „Sein Vater ist ein herzensguter Mann, aber ein Schwärmer. Im vierzehnten Jahr ist er seinen Eltern durchgebrannt und anderthalb Jahre mit einem Cirkus in der Welt umhergezogen. Dann kam er wieder und blieb eine zeitlang daheim. Jeden Herbst zog er mit einer Kompagnie fort dreschen; und wer einige Jahre beim Cirkus, oder bei der Dreschmaschine gewesen ist, der ist nachher nicht mehr zu halten. Nachdem wir ein Jahr verheiratet wa-

ren, war er das Leben auf dem Lande — wir hatten seines Vaters Bauerei gepachtet — überdrüssig, und mußte absolut nach Chicago, ich natürlich mit. Da war er eine zeitlang Treiber auf der Straßenbahn. Dann wollte er wieder aufs Land, und zwar nach Westen, auf die Prarie: So kamen wir hierher nach Dakota. Etwas Geld hatten wir zusammengespart, meine Leute gaben mir noch was mit, so konnten wir uns recht gut einrichten. So lange noch alles wild und wüst war, und er ab und zu einen Büffel erschießen konnte, war alles gut. Es wäre vielleicht heute noch alles gut, aber er mußte die neuesten und besten Ackergeräthe haben, und mit Ochsen fuhrwerken wollte er auch nicht" — Georg Zinkeisen warf hier einen verstohlenen Blick auf Maaskörbel, — „so kamen wir in Schulden, und — das Uebrige wißt ihr ja!"

„Hast du kürzlich von ihm gehört"? fragte Frau Maaskörbel.

„Schon lange nicht mehr. Letzten Sommer hat er an der neuen Eisenbahn gearbeitet. Wo er jetzt hingekommen ist, weiß ich nicht. Ich hab seither gedient und wieder etwas Geld erspart und möchte

wieder anfangen zu hausen, wenn ich nur ausfindig machen kann, wo er steckt.“

„Was macht denn dein kleiner Heinrich?“

„Das weiß ich auch nicht, er ist auch Hirt, wie ihr wißt, beim Heinrich Schmitt; ich möchte das arme Kind,“ sie schaute auch Peterle, — „wieder einmal sehen. Ach, wenn man so arm ist, es ist ein Jammer! Die ganze Familie ist schon bald zwei Jahre zerrissen und zerstreut. Wenn ich nur wüßte wo mein Peter ist!“ sagte Frau Schallmeier, und die Thränen stürzten ihr aus den Augen. Maaskörbel stand auf und ging hinaus, Frau Maaskörbel weinte mit.

Nach einer Weile kam Maaskörbel ein Einfall. und er ging wieder in's Haus. „Sag einmal Lucinde,“ hob er an, „hat sich nicht früher ein Eirischer bei Euch aufgehalten?“

„Du meinst vielleich den Meik Herdy?“

„Hat er nicht die Gewohnheit an sich, mit einem Auge fortwährend zu blinzeln?“

„Ja, das eine Augenlid zuckt immer zu.“

„Hab ich mir doch gedacht, daß er das war,“ sagte Maaskörbel vor sich hin.

„Ja, was ist mit ihm?“ fragte Frau Schallmeier.

„Das will ich dir später sagen. Ich hab ihn nämlich vorigen Herbst gesehen. Frau Maaskörbel und Frau Zinkeisen sahen sich gegenseitig an. Georg Zinkeisen, der gewöhnlich den Kopf in die Hände gestützt hatte, sah von unten auf mit einem bewußten Blick, als wollte er sagen: „Ich weiß wo der Alte hinaus will.“

„Also du möchtest gerne zum Schmitt Heiner, gelt?“ fragte Maaskörbel; „wenn der Georg mir die Pferde abgeben will so lang, will ich dich hinfahren.“

Peterle schaute bittend nach Maaskörbel. „Willst du auch mit? Ja, du sollst mitfahren. Sind sie nicht Zwillinge, Lucinde?“

„Wer?“

„s'Peterle und der Heinrich.“

„Ja, sie sind. Wir hatten noch drei Kinder. Die sind damals alle bald hintereinander am Scharlach gestorben.“

„Hab ich's nicht gesagt?" warf Zinkeisen dazwischen. „Weiß du auch daß Einer eure Heimstätte gejumpt hat?"

„Was?" schrie Maaskörbel, „wohnt jemand darauf?"

„Gewiß wohnt jemand darauf, ein Bruder von dem — wie heißt er? Meik — Meik —

„Meik Herdy; ist der darauf?" fragte Frau Schallmeier.

„Er nicht, sein Bruder. So hat man mir gesagt. Er sieht auch gerade darnach aus, mit seinem großen Maul und den vielen Sommersprossen im Gesicht."

„Es ist doch zu arg. Jetzt wird uns auch noch das Land genommen."

„Die erbärmlichen Hallunken." Aber wart nur, die werden wir noch kriegen," grollte Maaskörbel.

XV.

Büffelknochen.

Der menschenfreundliche Chinook hatte sich ausgangs März eingestellt. Der Schnee wurde innerhalb weniger Tage zu Wasser. Das Büffelgras begann grün hervorzulugen, die Heerden gingen auf die Weide, die wilden Gänse flogen schon, Frühling war nicht mehr fern.

Ein Kaufmann in der Stadt hatte allen Leuten sagen lassen, er würde sechszehn Dollars für die Tonne Büffelknochen bezahlen. Alles was Beine hatte mußte auf die Suche. Familienweise zogen sie aus, mit Ochsen und Pferden. Ueberall waren einzelne Knochen zu finden, stellenweise lagen sie zu Hauf, nämlich da, wo früher diese Wüstenheerden zur Tränke zu gehen pflegten und einander in eine Lache oder in Queckſand gestoßen und getreten hatten.

Das Durchstreifen einer neuen oder unerforschten Gegend hat für den Menschen einen unbeschreib-

lich sauersüßen Reiz. Gefühle werden wachgerufen, die, wie das Heimweh oder wie die Trauer um einen verstorbenen Liebling, zugleich weh und wohl thun. Nicht allein die Geldgier hat den Goldsucher nach Californien oder in die schwarzen Berge gelockt; nicht allein der Ruhm hat dem kühnen Nordpolfahrer oder dem Afrikareisenden gewinkt; nein, die Sache selbst, der Reiz eine Welt zu sehen und zu erforschen, wo die Kultur nicht hinreicht, packt die betreffenden mit dämonischer Gewalt und reißt sie mit fort. Aus diesem Triebe kamen vor und während der Revolutionszeit schon die Franzosen in den Norden Wisconsins und Michigans, verließen die Civilisation, um in den Urwäldern sich mit den Indianern herumzutreiben, schlossen sich deren Stämmen an und heirateten ihre Töchter, die braunrothen Mädchen der Wildniß.

Auf der Prairie herumzustreifen, wo noch keines weißen Mannes Fuß hingetreten hat, wo zahllose Büffelheerden über den uralten Rasen einst, vom roten Manne verfolgt, wie ein Gewitter dahin donnerten — welche Wollust! Es ist ausgerottet, das edle Wild. Es konnte vor dem Schießpulver der

Soldaten und Abenteurer sich nicht mehr flüchten. Wie der ruchlose Bube mit seinem Knalleisen die lieben Singvögelchen verfolgt, ohne den geringsten Nutzen daraus zu ziehen, so hat man auch die Büffel geschossen, nur zum Vergnügen.

Nun hat es Gott, der alles zum besten lenkt, so gefügt, daß die Büffelknochen auf dem Weltmarkt für die Zuckerraffinerien und für andere Zwecke aufgekauft werden. Mancher Mann hat schon Gott gedankt für die Büffelknochen, konnte er damit doch etwas Geld verdienen, um seinen Kindern Brot und Kleider zu kaufen.

So wurde denn auch hier die Prärie abgesucht, und manche Ladung nach Hause gefahren, wo Schädel, Rippen, Wirbel und allerlei Gebeine auf einen Haufen geworfen wurden.

Jakob Gluckkopf fand bei einer solchen Gelegenheit einen seltsamen Stein, braun, porös und leicht, wie Holzkohle. Er warf ihn mit auf den Wagen. Zu Hause spielten eines Tages die Kleinen damit und er wurde zerbrochen. Als Frau Gluckkopf das Zimmer auskehrte, warf sie die größeren Stücke hinaus, von den kleineren kamen welche mit

dem Kehricht in den Ofen, und siehe da, sie fingen an zu brennen. Die größern Brocken wurden wieder herein geholt und ebenfalls in's Feuer geworfen. Sie brannten ganz auf, nur eine schöne weiße Asche blieb übrig. „Kohlen sinds," sagte der Vater, „eine Art Steinkohlen; wo habt ihr die her?" Jakob erzählte, wie er sie in einer Schlucht gefunden. Gluckkopf fuhr am folgenden Tage mit seinen Kindern hin und entdeckte an den steilen Rändern der Schlucht eine drei Fuß mächtige Schicht dieser Braunkohle (Lignit.) Das war eine Entdeckung, welche für die ganze Umgebung von der größten Bedeutung war. Im Herbst kamen Fuhren von nah und fern und holten sich den Winterbedarf an Brennzeug. Es war doch etwas ganz anders, als Kuhmist.

Einen andern Fund machten Jakob und Friedrich, der keine Freude erregte; das waren die entlaufenen Rinder, von Füchsen nnd Wölfen halb aufgefressen. Es lag viel gefallenes Vieh auf der Prärie in diesem Frühjahr, denn auch andere Leute hatte der Winter beraubt. Ein empfindlicher Verlust für arme Anfänger.

Büffelhörner wurden auch gesucht, zu Hause geschabt und poliert, und in der Stadt als Schmucksachen verkauft. Schön sind sie, diese schwarzen Hörner, die der Stiere so stämmig, die der Kühe so schlank, wenn sie paarweise zusammengefügt, die Fuge mit Sammet bedeckt, an der Wand eines schmucken Zimmers prangen. Schon mancher hat ein schön Stück Geld dafür ausgegeben.

Während Gluckkopfs Kinder eines Tages auf der Prärie Knochen suchten, wurden sie von einem Trupp Sioux überrascht. Sie kamen wohl von einem ihrer Feste, oder gingen zu einem Fest, denn sie sahen sehr bunt aus mit ihren roth und blau bemalten Gesichtern, in ihren grellfarbigen Decken, die sie wie Shawls trugen, behangen mit langen Gewinden weißer Glasperlen, glitzernde Silber- oder vielmehr Zinngehänge in Nasen und Ohren. Als sie zu den Kindern herangekommen waren, hielten sie an. Die Männer schauten einen Augenblick zu, dann ritten sie majestätisch weiter. Nur die Weiber und Mädchen verweilten sich noch etwas und sahen sich Madelene und Jobbele genauer an. Sie mochten wohl selten kleine weiße Papuses gesehen ha-

ben. Dann trieben sie schnatternd und kichernd ihre Ponies wieder an, und hopp, hopp, hopp gings den Männern nach. Ueber einen der jüngern Männer haben die Kinder weidlich gelacht. Er hatte trotz des warmen Sonnenscheins ein Paar schwere hochrothe wollene Faustschuhe an und that sich stolzer damit, als manches Jüngferchen mit den ersten Glacehandschuhen. Als sie nach Hause kamen, wetteiferten Jobbele und Madelena miteinander im Erzählen, wobei jener sich im Eifer so überstürzte, daß er einige Minuten lang nichts wie Unsinn zusammenstotterte.

„Ich bin einmal an den Missouri gegangen, erzählte Nachtbar Klaus, der zugegen war, „und habe eine Nacht bei einem Manne loschiert, der eine Indianerin zur Frau hatte. Sonst finds schmutzige Weibsmenscher, die tuschur faullenzen. Die aber war ganz anersch. Das Haus war nett und rein, und sie schaffte tuschur so flink drauf los, daß ich mich ganz und gar verwundern mußte. Ich fragte den Mann, wie er mit ihr fertig werde. „O ganz gut," sagte er und fragte, wie das Brot schmecke. „Seines Brot, hat sie's selbst gebacken?"

Allemal hat sie's selber gebacken; keine Weiße kann's besser machen. Ich bin ganz gut zufrieden mit ihr," sagte der Mann.

„Na," meinte Katharina Gluckkopf, „hier auf der Prärie ist kein Ding unmöglich; heirathet ein Deutscher sogar ein Indianerweib!"

„Er hat wohl keine andere bekommen können," meinte Valentin. „Die Mädchen sind heute noch in dieser Gegend rar und die Leute am Missouri wohnen schon viel länger hier."

„Ja, der Mann sagte, er sei seit zwölf Jahren dort; er sei auf einem Boot den Missouri herauf gekommen, das habe von St. Louis bis hierher zwei volle Monate genommen. Man kann ja auf dem Dampfer, der den Forts die Lebensmittel bringt, noch achthundert bis tausend Meilen weiter hinauf fahren. Ich denk mir der Schallmeier —

„Schallmeier? wer ist das?" fragte Katharina.

„So heißt der Vater von dem Kind, daß bei Zinkeisens ist. Ich denke, der ist auch einmal den Missouri hinauf, ist vielleicht Goldgräber geworden. Der ist schon bald zwei Jahre verschollen."

„Vergangene Nacht habe ich einen unheimlichen Traum gehabt. Wir hat geträumt," erzählte Frau Gluckkopf, „ich sei daheim bei meinen Leuten. Das Haus war voll Menschen. Es wurde eine Leiche im Sarg herausgetragen. Als der Deckel aufgemacht wurde, und die Leute am Sarg vorbeiwandelten, um den Leichnam noch einmal zu sehen, bin ich auch hin; es war meine Mutter. Ich glaub wirklich mein Mutter ist gestorben."

„Ach was!" schalt Valentin, „das kommt von den Büffelknochen, die du mit den Kindern zusammengelesen hast. Was bringt dich denn jetzt gerade auf den Einfall deinen Traum zu erzählen?"

Sie warf ihrem Manne einen ergreifend wehmüthigen Blick zu und schwieg, in ihrem Herzen aber tönte es fort—„Verschollen".

XVI.

Wilde Gänse.

Frühling! Die Sonne machte ihren Bogen im Süden höher und höher, bis der Winter seine Siebensachen zusammenkramte und nach Grönland's Eisgestaden und noch weiter zog. Er machte noch einige Versuche seinen Aerger auszulassen, indem er einen Schauer Graupeln auf Dakota und Umgegend herüberpustete, oder des Nachts Reif wie Asche streute; aber seine Macht war gebrochen. Der Frühling hatte bald seinen grünen Teppich ausgebreitet, daß Peterle und Jobbele und Madalene Purzelbäume schlagen und barfuß laufen konnten. Da hört man aber mitunter ein lang gedehntes „Au!" Dann hat gewiß wieder eins in einen Kaktus getreten. Diese Kakteen treiben große Knospen und weben in den grünen Teppich rosenrothe Blüthen hinein, und viele andere Blümlein entfalten ihre Farben. Der Frühling breitet seine Herrlichkeit aus

vor den Augen der Menschen. Unten ist der grünsammetne Teppich mit Blumen besprenkelt; oben die tiefe Himmelsbläue und hoch in dieser schimmert und schillert etwas, wie eine zweifache Perlenschnur und bewegt sich nach Norden. Das sind die Gänse. Ein Schwarm folgt dem andern, den ganzen Tag und die ganze Nacht. In der stillen Nacht hört man das Schwirren der Flügel und den Ruf des Vorflüglers, welcher schreit: „Kongk, Kongk," was auf deutsch heißt: „Könnt ihr dahinten noch mitkommen?" Und von einem der Nachflügler wird geantwortet: „Kongk, kongk," was auf deutsch heißt: „Allemal können wir mitkommen." Sie scheinen nicht müde noch matt und auch nicht hungrig zu werden, und doch lassen sie sich meist schon in Dakota auf die Erde herab, um im saftigsproßenden Büffelgrase zu weiden. Es ist ein prächtiger Anblick, wenn die schneeweißen Flügel mit den kohlschwarzen Spitzen sich kreisend auf den Boden niederlassen. Welch ein lustiges Geschnatter, welcher Jubel, wenn sie nun im grünen Thal mit den Flügeln klatschen und alles drunter und drüber sich über die sogenannte Gänseweide hermacht. Da wird die Oede lebendig.

Morgens, wenn's kühl ist, sieht man oft ihrer eine Reihe im Grase stehen, wo sie, wenn ein Mensch sich von Ferne zeigt, die langen Hälse, wie eben so viele beinahe gerade gebogene Fragezeichen, ausrecken und mit dem einen Auge von der Seite scharf hinspähen, als wollten sie fragen: „He Alter, hast du etwa eine Flinte zur Hand? Dann bleib uns mehrere hundert Schritte vom Leibe, sonst fliegen wir auf und davon und hast du mich nicht gesehen?"

Der zerschmolzene Schnee und der Regen haben die Weiher gefüllt und alles wimmelt von schwarzblauen Enten. Die dicken Schnepfen bohren ihren langen Schnabel in den weichen Boden; die Erdschwalben höhlen die Ufer der Bäche aus, daß diese fast aussehen wie riesige Honigwaben; und der Strandläufer rennt auf und ab und wippt beständig mit dem Schwanz. Alles lebt und webt. Der Frühling ist da.

Der Ackersmann zieht mit seinen Ochsen oder Pferden ins Feld und legt die langen Furchen wie schwarze Bänder um. Wird gebrochen, so läßt man den Pflug nur etwa drei Zoll tief unter dem tausend-

jährigen Rasen herlaufen. Auf das Neuland wird Flachs, auf den ältern Ackerboden Weizen, Hafer, Gerste gesäet. Ist der Boden nicht schon allzu trocken, dann keimt die Saat sofort; widrigenfalls liegt sie im Boden bis es regnet.

Die Saat war bestellt, und nun machten die Leute sich auf und brachten die Knochen zur Stadt. Langsam bewegte sich die Karawane über die Prairie, die Fuhrleute Cigarretten rauchend und laut mit einander von einem Wagen zum andern sprechend. Das Präriefeuer war auch im Frühjahr wieder an verschiedenen Orten durchgelaufen, der Wind blies die schwarze Asche der Gräser den Männern in's Gesicht, daß sie wie Dämonen aussahen; in den schwarzen Gesichtern war aber die fröhliche Hoffnung nicht zu verkennen, daß sie dieses Jahr eine gute Ernte bekommen würden, denn davon handelte meist das Gespräch. Mittags wurde fern von jeder menschlichen Behausung gerastet; die Ochsen gingen paarweise, das Joch noch auf dem Nacken, in's Gras. Die Männer holten ihr trockenes Brot hervor und aßen und plauderten; dann drehten sie Cigarretten und rauchten und plauderten, bis es

wieder Zeit war, weiter zu fahren. Ein armer Schlucker hatte nicht einmal die wenigen Cents, die erforderlich waren, Cigarrettenpapier zu kaufen, geschweige denn Tabak. Er hatte aber selbst etwas Tabak gezogen, wickelte seinen „Heimstätter" in Blättchen Zeitungspapier und rauchte, daß die wilden Gänse beinahe vom Himmel gefallen wären ob des lieblichen Geruchs. Aber es ging; er hatte auch sein Vergnügen, und wenn's ihm geschmeckt hat, dann wollen wir's ihm von Herzen gönnen.

Abends wurde wieder Halt gemacht, denn es war noch weit in die Stadt. Ein Bauernbruder war so freundlich, ihnen in seiner Küche ein Nachtlager zu gewähren. Heu wurde geholt, auf den Fußboden gestreut und die Männer lagerten sich, gepackt wie Heringe, in die Streu. Die Luft wurde allerdings etwas schwül, aber sie standen bei Zeiten auf, jochten ihre Ochsen ein und fuhren dann beim Schein des Morgensterns fröhlich ihres Weges weiter mit ihren klappernden Todtengebeinen.

Da kommt man mit Simson in die Versuchung ein Räthsel zu machen! Speise ging von dem Starken, und Brot aus seinen Gebeinen. Denn diese

Gebeine brachten jedem ein nicht zu verachtendes Stück Geld ein, und statt der Knochen lagen auf der Rückreise Säcke voll Mehls in den Wagen.

XVII.

Ob Gott parteiisch ist?

Woche auf Woche verging und es kam kein Regen. Es schien, als wäre der schöne, blaue, sonnenhelle Himmel über ihnen ehern und das Ohr dessen, der im Himmel thront, dicke geworden; viele herzliche Seufzer wurden empor gesandt um einen gnädigen Regen. Blieb er dieses Jahr wieder aus, dann war es um die meisten geschehen. Der Weizen, der am frühesten war gesäet worden, hatte gekeimt, fing aber an von den Gluthwinden gelb zu werden. Der Flachssamen auf dem Neuland lag noch hart und trocken da, nur die Körner, die zwischen die schwarzen Rasenbänder gefallen waren, trieben empor, so daß je vierzehn Zoll von einander ein Dünner, grüner Streifen durch das Ackerstück lief, seltsam anzusehen.

An einem Sonntage kam die Umgegend bei Maaskörbel zusammen, einen Gottesdienst abzuhal-

ten. Das geschah in der Regel jeden Sonntag irgendwo bei einem der Hüttenbewohner. In dieser Gegend wohnten nämlich eine Anzahl „Stundisten," wie man leider die Leute, die solche Gebetstunden abhalten, spottweise nennt. Da noch kein Prediger in der Gegend war, las einer, gewöhnlich der alte Bauernbruder, der Gluckkopfs Frömmigkeit so grausam vernichtet hatte, eine Predigt aus Hofacker, oder Krummacher vor. Die herrlichen alten deutschen Choräle wurden dann gesungen, mit gewissen Schleifen zwar, die nicht in den Notenbüchern gedruckt werden, aber mit einer Inbrunst, wie nur der sie empfindet, der seine Abhängigkeit von Gott kennt und fühlt. Herrlich tönte über die Prärie das „Befiehl du deine Wege," oder „Eines wünsch ich mir vor allem andern." Am Nachmittage wurde dann eine Gebetsstunde abgehalten. Man las einen Abschnitt aus der Bibel vor und besprach ihn, wobei es wohl vorkommen mochte, daß man etwas vom Text abging, gewöhnlich aber nur um auf das Eine zu kommen, was noth thut. Da wurden die Herzen warm, und die Gebete zeugten theils von inniger Dankbarkeit, theils von herzbrechender Buße. Wie

schnitt es durch die Herzen, wenn so ein armer Sünder zu Gott schrie um Gnade und Erbarmen! Da wurden die Augen feucht und das Lied, welches darauf gesungen wurde, „Jesus nimmt die Sünder an," oder welches es auch war, kam aus tiefgerührtem Herzen.

So war es auch wieder diesen Sonntag, nur mit diesem Unterschied, daß zu guter letzt noch der raubürstige aber weichherzige Peter Maaskörbel auch der leiblichen Nothdurft gedachte und zu Gott flehte, er möchte doch der vielen armen Leute gedenken.

Als sie endlich sich müde gesungen hatten, und wieder nach Hause wollten, fing es an zu regnen. Es regnete eine gute Stunde. Einige fuhren schon im Regen nach Hause. Gluckkopfs fuhren etwas später. Wie waren ihre Herzen so freudig gestimmt! Die Natur war so frisch, der Nebel stieg auf aus dem dankbaren Boden, die wilden Enten plütscherten und schrien voll Freude, alles schien dem gnädigen und treuen Gott danken zu wollen. „Was ist denn das?" fragte Gluckkopf mit einem Male, ganz überrascht, als sie bis auf eine halbe Meile sich ihrem Gehöft genähert hatten. „Ach Gott!" seufzte

seine Frau, „bei uns hat es keinen Tropfen geregnet.“

Das war wieder ein trüber Abend in diesem Rasenhüttlein. Er suchte wie immer seine Frau zu trösten; sie wollte sich aber nicht trösten lassen. Sie behauptete murrend, Gott sei parteiisch; er habe die andern Leute lieber, als sie. „Was haben wir denn gethan, daß es auf unserm Acker nicht regnet? Sind wir schlechter als alle andern, daß es uns so ergehen muß? Ach ich bin schuld von allem; ich habe mich schwer gegen Gott versündigt!“

„Ich weiß schon Mutter. Laß gut sein. Es wird noch alles gut werden,“ sagte er und führte die Worte des Ebräerbriefes an: „Welchen der Herr lieb hat, den züchtiget er. Es ist keine Strafe, Mutter. Du und ich können unsre Sünden doch nicht büßen, das hat der Herr Jesus vollauf gethan.“

Sein Trost blieb vergeblich. Ja es fehlte nicht viel, daß er seiner Frau beistimmte; denn im Herzen murrte es bei ihm auch.

Als die Ernte kam, fuhren die Nachbarn alle fröhlich zu Feld und stockten die goldene Frucht. Nur

bei Gluckkopfs war's kaum der Mühe werth; sie ernteten nicht die Saat, geschweige das Brot. Dann waren noch die Schulden, die mußten diesen Herbst bezahlt werden. Ach es war zum verzweifeln. Die gute Mutter war zuletzt so angegriffen, daß sie weder essen noch schlafen konnte. Die Nachbarn suchten sie zu trösten. Maaskörbel versprach sogar, ihnen von seinem Ueberfluß zu geben; dabei beruhigte sich Valentin, Katharina aber nicht.

Ein Messer durch's Herz war es der armen Frau, als eines Tages ein Brief aus der Stadt kam; sie sollten bis zum ersten Oktober die fälligen Hypotheken löschen, widrigenfalls Herr Bankier Müller, der schon ein Jahr Gnadenfrist gegeben, die verpfändeten Gegenstände verkaufen würde. Es waren nur noch wenige Wochen bis zum ersten Oktober. Was sollten sie machen? Es war um sie geschehen. Die Mutter sprach fast kein Wort mehr, ihr Elend war zu groß. Nur Jobbele und Madelene blieben noch dieselben, „immer heiter, immer fröhlich;" denn wenn Madelene auch mitunter ein Wort aus dem häuslichen Gespräch von dem bevorstehenden Unheil aufschnappte, oder beim Anblick der

abgehärmten Mutter von einer dunklen Ahnung erfüllt wurde, so ließ das Spiel mit Jobbele sie bald wieder alles vergessen. In dieser jammervollen Zeit geschah es, daß Frau Gluckkopf, nachdem sie den ganzen Tag auf der Bank hinter dem Tisch gesessen und gebrütet, in ihrem Hause aber keinen Streich geschafft hatte, sondern alles in Unordnung liegen lassen, gegen Abend fortging. „Wo gehst du hin, Mutter?“ fragte Madelene, erhielt aber keine Antwort. „Will mit,“ schrie Jobbele, und beide Kinder liefen der Mutter nach. Da fing diese an zu laufen, daß die Kinder weit zurück blieben, und endlich weinend umkehrten. Bald darauf kam der Vater nach Haus; er hatte bei einem entfernten Nachbar dreschen helfen und fragte: „Wo ist die Mutter!“ „Sie ist fortgegangen,“ war Madelenes Antwort.

„Wohin?“

„Ich weiß es nicht. Ich hab sie gefragt aber sie hat mir nichts gesagt. Ich und Jobbele sind ihr nachgelaufen, aber sie ist so schnell gerannt, daß wir gar nicht mitkommen konnten.“

Valentin schüttelte den Kopf, die schrecklichsten Gedanken stiegen in seinem Herzen auf, zumal er die Unordnung im Hause gewahr wurde. Er fragte Madelene, welchen Weg sie eingeschlagen habe, dann bestieg er eins der Rosse und galloppirte in der bezeichneten Richtung fort.

Da die großen Geschwister, die auch beim Dreschen halfen, nicht mit nach Hause gekommen waren, waren Madelene und Jobbele ganz allein zu Haus. Sie hatten ein dunkeles Gefühl, es müsse etwas Schlimmes vorgefallen sein, und weinten wieder alle beide. Endlich wurden sie mit einander einig, sie wollten auch gehen und die Mutter suchen. Hand in Hand wanderten sie hinaus in die weite, weite Prairie. Die Sonne war längst untergegangen und sie wurden bald von der Nacht überfallen. Valentin Gluckkopfs Haus war öde, finster und leer.

XVIII.

Gummipferde.

Peterle hatte schon seit Monaten seine Heerde wieder auf die Trift getrieben, und war ein fröhliches Büblein geworden, denn er hatte jetzt einen Spielkameraden. Das war nicht Karo, der zwar auch noch mit dabei war, sondern sein eigener Zwillingsbruder, der ihm ähnelte, wie ein Ei dem andern. Ein Kind, das ohne Spielgesellen aufwächst, ist selten ein echtes Kind, voll heiterer Laune und Lebenslust. Ein Kind, das von seinen Gespielen weggenommen wird, und einsam und allein ganze Tage in einer Einöde zubringt, büßt sehr bald seine heitere Lebenslust ein. Wie muß da erst das Gemüth darunter leiden, wenn Zwillingsbrüder in so zarten Jahren schon aus einander gerissen werden, um Tag für Tag sich nur mit Kühen und Kälbern abzugeben? Weiß doch ein jeder, daß solche Geschwister, die von Geburt an zusammen leben, wie sehr

und wie oft sie auch streiten und zanken mögen, wie zusammen gewachsen sind, ein Herz und eine Seele.

Maaskörbel hatte Frau Schallmeier und ihr Söhnchen Heinrich zu sich in's Haus genommen. Der Raum war zwar etwas knapp in der Rasenhütte, aber man konnte sich schon darnach einrichten. Lucinde Schallmeier brachte ihnen alle Auslagen wieder doppelt ein mit ihren flinken Händen und war ihnen besonders in der Ernte eine gute Stütze. Lohn verlangte sie nicht, aber Maaskörbel und seine kleine dicke Frau hatten schon im Frühjahr eine geheime Verschwörung gestiftet: Lucinde sollte, sobald das erste Getreide in die Stadt gebracht wird, ein neues Kleid und ein schön Stück Geld bekommen. Am liebsten hätten sie Peterle auch noch zu sich genommen, aber Frau Zinkeisen ließ es nicht zu. Ihr Mann sagte zwar wenig in der Angelegenheit, aber Peterle war ihm fast an's Herz gewachsen, fester als seine Frau oder irgend ein Mensch ahnte.

Eines Tages, als die Zwillinge mit der Heerde draußen waren, sahen sie eine auffällige Gestalt von weitem auf sie zukommen. Es war ein Mann in seltsamer Tracht. Er trug eine großgewürfelte

bunte Flanelljacke, von den Knieen herab grellrothe deutsche Socken, an den Füßen Gummischuhe; eine ziemlich warme Montur in dieser Jahreszeit. Sein Antlitz, das von Gesundheit strotzte, war mit einem respektgebietenden schwarzen Schnurrbart geziert. Den Schlapphut schief auf dem Kopf, einen derben Stock mit einer braunledernen Reisetasche auf der Schulter, kam er rüstig herangeschritten und pfiff dazu die wilde schottische Melodie "Auld Lang Syne."

„Halloh!" sagte er plötzlich zu den Knaben, „was treibt ihr do? Wem gehört ihr, he?" Das war nun eine schwer zu beantwortende Frage; aber die zwei kleinen Burschen waren so verdutzt, daß sie im Augenblick es nicht hätten sagen können, wenn sie's auch gewußt hätten.

„Wie heescht denn du?"

„Heinrich," sagte dieser langgedehnt.

„Und du? heescht du net Peterle?"

Peterle nickte.

„Wie heescht eier Dady, eier Vatter?"

„Weiß nit," sagte Peterle.

„Heeßt er verleicht Schallmeier?“

„Die Mutter heißt Schallmeier,“ sagte Heinrich.

„Well, dann heeſcht der Dady amend aa Schallmeier, was denkſcht?“

„Weiß nit,“ sagten beide.

„Kennt ihr mich denn nimme, ihr Kerle?“

„Kenn Euch nit,“ sagte Heinrich. „Ich au nit,“ fügte Peterle hinzu.

„Was ſchwätzt ihr for ne merkwürdige Sproch, grad wie die geelfüßige Schwowe? Wu is eire Mamme alleweil?“

„Was meinſcht?“ fragte Peterle.

„Wu is eire Mammi, eire—eire Mutter?“

„Oh! die iſcht bei Maaskörbels.“

„Wu wuhne Maaskörbels, in ſellem Haus, oder in ſellem?“

„In ſellem Haus dort wohnet ſie.“

„Well, ihr kennt mich nimme, das haw ich mir ſchun gedenkt, awer guckt emol doherre,“ ſagte dieſer landfremde Vater zu ſeinen Kindern, „do hot en jeder vun eich en Geilche.“ Damit ſtellte er zwei Gummipferde vor ihnen auf den Raſen. „Sind ſie

net schee? Nun will ich die Mammi sehne. Ihr kummt ball mit em Vieh, gell?" Er gab ihnen noch allerlei Naschwerk und ging fürbaß. Frau Schallmeier saß am Spinnrad und dachte eben an ihren verschollenen Mann, wie sie immer an ihn dachte, als eine große Gestalt die Thür verdunkelte. Sie blickte auf, ihre Hände fielen schlaff herab, sie war beinahe erstarrt vor Schreck; der Schrecken löste sich jedoch fast augenblicklich in Freude auf, und die lang getrennten Gatten lagen sich in den Armen.

Da gab es nun zu erzählen ohne Ende, bis tief in die Nacht. Was war das? Es pochte etwas sachte an die Thür. Man öffnete; da stand mit ganz verwildertem Ansehen, keuchend, Katharina Gluckkopf.

„Ei Katharina, na wo kommst du her so spät in der Nacht?" fragte die kleine dicke Frau.

„Könnte dein Peter mich vielleicht heimfahren?" sagte Frau Gluckkopf leise, „ich habe mich verirrt."

„Ei warum denn nicht, komm nur so lang herein."

Das that Frau Gluckkopf nicht, trotz Bitten und Zerren und Herr Maaskörbel, der sofort etwas gemerkt hatte, lief rasch nach Zinkeisens und holte die Pferde. Er fuhr dann mit ihr fort, ohne ein Wort zu sprechen. Auf der Fahrt stiegen in ihm allerlei Fragen auf, er war einige Male nahe daran sie auszusprechen, blickte Frau Glupkopf an, ließ sie dann aber jedesmal wieder fallen. So kamen sie ans Haus, alles dunkel und still. Frau Gluckkopf stieg ab und Peter kehrte um. Sie lud ihn nicht ein, einzukehren, er hatte sich auch fest entschlossen, falls sie es thäte, doch gleich wieder fort zu fahren. Mit bänglichen Gefühlen fuhr er über die nächtliche Prärie, als ihm plötzlich ein sonderbarer Ton ans Ohr schlug. „War das nicht eine Kinderstimme?" Er hielt an und horchte. Er hörte es nicht wieder. „Eine Eule oder ein Präriewolf," dachte er und fuhr weiter.

Er hatte die Pferde eben in den Stall gebracht, und war im Begriff sich zu legen, da hörte er von Ferne das Gallopieren eines Pferdes. Er ging vor die Thür, das Getrampel wurde immer lauter, der Reiter kam offenbar dorthin. Es war Gluckkopf.

„Hast du meine Frau gesehen?“ „Habe sie eben heimgebracht.“ Maaskörbel wollte fragen was vorgefallen sei. Der Reiter sauste aber in demselben Augenblick schon wieder fort. Jener blieb noch lange horchend stehen. Als er sich endlich kopfschüttelnd zur Ruhe begab, fing der Tag an bereits zu grauen.

Heinrich Schallmeier schlief diese Nacht bei Zinkeisens. Als er und Peterle am Abend mit dem Vieh ankamen, jeder ein Pferd in der Hand und einen Bart im Gesicht, stellten sie sich erst scheu in die Thür. Die Mutter mußte lange schmeicheln und locken und sagte: „Kennt ihr euern Vater nicht mehr?“ ehe sie sich dazu verständigen wollten, ihm eine Patschhand zu geben. Dann wurden die Bärte abgewaschen und Peter Schallmeier gab seinen Zwillingssöhnen einen Kuß.

Heinrich flüsterte seiner Mutter etwas ins Ohr; dann zogen sie ab. Der Vater betrachtete seine Kinder mit einem wohlgefälligen Lächeln, meinte sie wären „arg gewachsen“ und fragte, was der — „Heinrich,“ sagte sie —, was der Heinrich sie gefragt. „Oh, er will heut Nacht beim Peterle bleiben, der wohnt beim Nachbar.“

Die beiden spielten mit ihren Pferdchen bis Frau Zinkeisen sie mit Gewalt ins Bett jagte; die Pferde nahmen sie aber mit und schliefen also vier Mann hoch den Schlaf des Gerechten.

XIX.

Vernichtete Freude.

Urias Leisinger, so heißt nämlich der reiche Herr, dessen Bekanntschaft wir im vierten Kapitel gemacht haben, hatte im Frühjahr seine Frau verloren. Nur selten mehr, so lange sie noch lebte, war es ihm möglich seiner Tochter in Indiana Geld zu senden. Den Sommer über aber hatte er ihr größere Summen zukommen lassen, wollte auch, sobald er seine Angelegenheiten geordnet, bei ihr einen langen Besuch machen. Es kam aber noch dies und das dazwischen, so daß er erst im Herbst schreiben konnte, „dann und dann werde ich bei Euch eintreffen.“ Da er aber noch nie gereist war, fuhr er zuerst zu seiner jüngsten Schwester, die in Ohio wohnte. Die Bahn ging stracks dahin, er brauchte nirgends umzusteigen, seine Schwester, die in jüngern Jahren Lehrerin gewesen, jetzt aber, wie sie ihm schrieb, seit Jahr und Tag Wittwe war, wollte

er überreden mitzureisen. So kam er dann eines Tages richtig bei der Schwester an, und groß war die Freude. Sie war auch sofort bereit mitzureisen, denn er wollte sie ja für die Reisekosten entschädigen. Sie hatten sich seit dreißig Jahren nicht gesehen. Da gab es natürlich viel zu erzählen. Er erzählte von seiner Tochter, sie erzählte von ihrem wilden Sohn. Sie hatte nämlich eine Anzahl Söhne, aber dieser eine lag ihr besonders schwer auf dem Herzen. Er sei von Chicago, wo er an der Straßenbahn angestellt war, mit Frau und Kindern nach dem fernen Westen gezogen. Die Frau habe noch einige Jahre ab und zu einmal geschrieben, ihr Mann selig hätte den Kindern auch etwas Geld geschickt, solange sie was erübrigen konnten, aber seit einigen Jahren hätten sie keinen Brief mehr bekommen; ob sich deren Umstände gebessert hatten oder ob sie sich schämten von ihnen zu betteln, das wisse sie nicht, vermuthe aber das letztere. Mehrere Briefe, die sie geschrieben, seien ihr von Washington wieder zugelaufen.

So kamen sie mittlerweile der Station immer näher, wo er seine langverschwundene Tochter zu

sehen hoffte. Er schaute oft nach der Uhr. Noch eine Stunde, hieß es; noch zwanzig Minuten, endlich waren sie da. Er schaute zum Fenster hinaus, als der Zug an dem Stationsgebäude auflief. Menschen genug standen da, Weiber, Männer und Kinder, aber er konnte weder seinen Schwiegersohn, noch seine Källi erblicken. Sie stiegen aus; der Zug fuhr weiter; die Menschen hatten sich bis auf zwei oder drei verlaufen. Verlassen schauten die alten Leute sich um. Endlich fragten sie in englischer Sprache einen Mann, ob ein gewisser Peter Müller da in der Stadt wohne. Peter Miller, Peter Miller!" sagte dieser sinnend; he, Säm, wohnt ein Mann Namens Peter Miller hier?"

„Hat hier gewohnt."

„Ja wo wohnt er jetzt?" fragte Urias Leisinger.

„Weiß nicht, ist vor einigenTagen fortgezogen."

„Weit?"

„Nach Chicago, glaub ich lautete das Billet, ob sie aber nicht weiter sind, kann ich nicht sagen."

Es blieb ihm nichts übrig, sie mußten vorläufig in ein Gasthaus. Dort wurde der Wirth gele-

gentlich auch gefragt. Er machte große Augen und blinzelte seinem Kellner zu; dann sagte er: „Sind Spitzbuben, war heute schon einer hier, der ihn gesucht hat, ein Pinkerton-Mann.“

Das konnte Leisinger nicht glauben. Er hatte besseres Zutrauen zu seiner Tochter und zu ihrem Mann. Die beiden blieben noch den folgenden Tag dort und zogen Erkundigungen ein. Da stellte es sich heraus, daß der Mann recht hatte. Was Leisinger am meisten kränkte war, daß kein Mensch Peter Millers kleinen Urias wollte gesehen haben; die Leute hätten gar keine, oder höchstens erwachsene Kinder. Der Postmeister und die Banken gaben zu, daß häufig Briefe, respektive Wechsel, von Herrn Leisinger für die Müllers angekommen seien, es sei ihnen aber auffällig gewesen, daß die Leute, die früher bettelarm waren, plötzlich zu solchem Wohlstande kamen. Sie hatten früher sogar im Rufe gestanden, lange Finger zu haben.

Das alles war ein schwerer Schlag für Herrn Leisinger; er konnte nicht glauben, daß seine Tochter so sei, zudem paßte die Beschreibung keineswegs; diese Leute mußten bedeutend älter sein. Er war

ganz betäubt. All seine langgehegte Freude war zu Wasser geworden.

„Ich geh jetzt nach Dakota," sagte er betrübt, „wenn du mitgescht. Ich hab dort uf einer Bank viel Geld verbargt, und möcht emol darnoh sehne. Gescht du mit, oder wolle mir lieber widder heem fohre?"

Ihr war es einerlei. So dampften sie dann ab über Chicago und St. Paul nach Dakota. In jener Stadt hätten sie gerne die Millers aufgesucht, ließen aber nach längerem vergeblichen Nachfragen die Angelegenheit fallen. Frau Schallmeier suchte ihren Bruder aufzumuntern, brachte es aber bei ihm höchstens zu einem mitleidigen Lächeln; er war nicht redselig. Es gingen ihm viele Gedanken durch den Kopf, und es nistelten allerlei schmerzliche Gefühle in seinem Herzen. Am zweiten Tag holte er verschiedene Papiere aus der Tasche, blätterte eine Weile darin herum, und gab sie dann seiner Schwester zur Ansicht. Es waren Hypotheken, ausgestellt von diesem und jenem, unter andern eine von Valentin Gluckkopf. Auf den Umschlägen stand gedruckt

in einer Ecke: Frank Miller & Co., Bankers, dort und dort.

„Heeßt aa Miller," meinte der alte Herr, „eß' verlleicht aa en Spitzbuh."

Die Prärie war für beide etwas Neues. Sie behauptete wiederholt, in der Ferne müsse ein See liegen, es komme ihr so vor. Es war ein schöner heller Tag, als sie aus Minnesota in Dakota hinein fuhren; Urias Leisinger wurde nach und nach etwas heiterer. Die Städte, das fiel ihnen auf mochten groß oder klein sein, man konnte immer durch die Straßen hinaussehen in die Prärie.

Spät abends langten sie in der betreffenden Stadt an und gingen in's Hotel. Am Tische fiel ihnen besonders auf ein junger Geck, der das Zähnestochern und Fluchen vor allen andern zu verstehen schien. Ehe Leisinger zu Bett ging konnte er es nicht unterlassen, dem Flucher einige ernste Mahnworte ins Gewissen zu reden; es war aber in den Wind gesprochen, er fluchte nur um so toller.

Als Leisinger am folgenden Morgen, nach dem er sich gehörig ausgeschlafen hatte, die Bank — o welch eine Bank! — aufsuchte, war die Bude abge-

schlossen. Er ging in einen Laden und erfuhr da, daß Frank Miller auf das Land gefahren sei, um das bewegliche Eigenthum eines gewissen Gluckkopf, der nicht im Stande sei, die betreffenden Pfandscheine einzulösen, zu verkaufen.

„Gluckkopf, Valentin Gluckkopf verleicht?"

„Kennen Sie ihn?"

„Wer? Ich? — Ja."

„Ich hab eine Morgetsch uf sei Land." Nun mußte der alte Herr erzählen, wie er dazu kam, daß er durch eine Anzeige auf Bankier Miller aufmerksam gemacht, ihm Gelder anvertraut habe. Die Leute schüttelten die Köpfe und sagten: „So macht er's. Hat mich gewundert wo er das viele Geld herninmt." Sie sagten es sei eine Schande, wie er die armen Leute schinde. Gerade dieser Gluckkopf sei der ehrlichste und beste Mann von der Welt, und hätte gewiß alles bezahlt, sobald er etwas geerntet hätte. Dieses Jahr sei ihm die Ernte gänzlich fehlgeschlagen.

„Ja, vun was soll der Mann lewe, hot er ne Famillje?"

„Vier Kinder, zwei von der ersten, zwei von der jetzigen Frau.“

„Well, den Mann muß ich sehne. Ist en Liveristall do im Schtädtel?“

Der Leihstall wurde ihm gezeigt. Er ging wieder ins Hotel und fragte seine Schwester, ob sie mit wolle. Sie war sogleich bereit. Nun galt es noch einen Fuhrmann aufzutreiben. Ein ältlicher Mann der vor wenigen Tagen mit draußen gewesen war, und also den Weg kannte, sagte, er wolle es gegen gute Bezahlung thun. Sie stiegen ein und fuhren ab.

XX.

Hagar.

Gehen wir in unserer Erzählung um einige Tage zurück.

Katharina Gluckkopf war in das finstere Häuschen eingetreten. Sie zündete Licht an, alles lag noch drunter und drüber. Sie wagte es kaum, auf die Betten zu blicken; als sie es that, sah sie zu ihrem Entsetzen, daß niemand drin lag. Sie leuchtete durch die andere Kammer, auch hier waren die Betten leer; Mann und Kinder, alle waren fort. Daß die Kinder zurückgegangen waren, das hatte sie noch gesehen. Daß ihr Mann nach Hause gekommen war, das stand ihr fest, denn er hatte es am Morgen, als er fort ging, gesagt, daß er kommen würde, und getäuscht hatte er sie nie. Das Haus war verödet und sie war an allem schuld; das fiel ihr zentnerschwer aufs Herz.

In Verzweiflung war sie fortgelaufen. Es hatte sie mit finsterer Gewalt gepackt und im Herzen ge-

rufen: „Fort, fort! Du hast den Fluch auf deine Familie herabgezogen. Du hast an deinen Eltern dich versündigt. Fort, fort!“ So war sie gelaufen, bis sie erschöpft zu Boden sank. Die Nacht war so still, die Sterne leuchteten hell; in ihrem Herzen tobten und stürmten Gedanken der Verzweiflung und schwere Anklagen. Da hörte sie in der Ferne Hufschlag; deutlicher, immer deutlicher, bis auf tausend Schritte in ihrer Nähe; es donnerte ihr im Gewissen, als der Reiter so nah an ihr vorbeiflog, sie kauerte sich ins Gras, bis der Hufschlag wieder leiser wurde und in der Ferne verhallte. Wer mochte es sein? Wohl gar ihr lieber, treuer Mann. Da ergriff sie bittere Reue. „Ein Unrecht willst du mit einem zweiten gut machen?“ rief es in ihrem Gewissen; was hast du gethan? Dein Mann, dem du eine treue Gehülfin sein solltest, dem du dich so mißmuthig und mürrisch gezeigt hast, den du jetzt so schnöde verlassen hast, dein Mann, dein Mann sucht dich, und deine Kinder schreien!“ Heiße Thränen fielen ihr auf die Hände, sie blickte nach einer Weile auf, ein einziges Licht brannte noch. „Heim, heim,“ schrie nun ihr Herz. Sie machte sich

auf und lief, aber wohin? Sie hatte auf den Weg, den sie gekommen, nicht geachtet, sie wußte nicht, wo sie war. Sie warf sich ins Gras, wühlte mit den Händen und schrie. Allmählig wurde sie wieder etwas ruhiger, das Licht brannte noch. „Das Licht hat Gott dir ins Fenster gestellt," sagte es in ihrem Innern, „gehe hin!" Lange saß sie da und konnte sich nicht entschließen; als sie aber endlich den Entschluß gefaßt hatte, lief sie, so rasch ihre müden Beine sie tragen konnten, darauf zu. Als sie ans Haus kam, entsank ihr der Muth. Sie lief wieder fort. Ihr Gewissen ließ ihr aber keine Ruhe: „Geh hin, geh hin, geh hin!" rief es immer lauter ihr zu. Sie ging zurück nnd klopfte halb im Taumel an die Thür.

Jetzt war sie wieder daheim, aber nun war ihre Familie verschwunden.

Valentin Gluckkopf jagte hierhin, dorthin, mit steigender Angst über die Prärie. Niemand hatte seine Frau gesehen, außer Nachbar Klaus. Er jagte weiter und weiter, hierhin, dorthin, sein Pferd dampfte, er sah Licht; Maaskörbel stand vor der Thür, hatte sie heimgebracht. Jauchzend, bangend

raste er nach Haus. Als er in den Hof ritt, stürzte sein Roß zusammen, röchelte und war todt. Es stand ein Licht im Fenster, sie war da. Er hatte das Haus noch nicht erreicht, da flog seine Frau ihm an die Brust.

Er streichelte ihr Haupt, sie flehte um Vergebung. So traten sie ins Haus. O, nun wäre alles gut gewesen! Wie waren beide so selig! Aber wo waren die Kinder? Ja, wo? Die wilde Jagd war noch nicht zu Ende. Man fragte bei den Nachbarn, die man aus den Betten klopfte. Keiner hatte sie gesehen. Alle aber waren sofort bereit, suchen zu helfen. Weit konnten die kleinen Dinger ja nicht gelaufen sein. Auf zwei bis drei Meilen wurde die Gegend, jeder Bach, jedes Hügelchen, jeder Stein abgesucht. Die Aufregung stieg von Stunde zu Stunde. Die Drescher, sobald sie die Nachricht hörten, warfen das Band vom Treibrad und zerstreuten sich theils zu Fuß, theils zu Pferd über die Prärie. Von Zeit zu Zeit fanden sie sich einzeln wieder bei Gluckkopfs ein. Bald nach Mittag kam Schallmeier mit seiner Frau auf Zinkeisens Wagen angefahren. Eine Menge Menschen, die

vor Gluckkopfs Hause stand, sah ihnen entgegen. Hätte der Ernst der Stunde es nicht verboten, mancher hätte die Witze, die ihm beim Anblick des bunten Waldvogels durch den Kopf liefen, zum Besten gegeben. Ein kleiner Kopf wurde hinten im Wagen sichtbar. „Da sind sie!“ rief die Mutter. Da erhob sich ein himmelzerreißendes Jauchzen. Die Kinder wurden mit starken Armen aus dem Wagen gehascht und im Triumphe der Mutter gebracht. Das war ein Sprechen, ein Frohlocken, daß fürs erste kein Mensch den andern verstand. „Wo waren sie? Wo waren sie?“ war nun die von allen gestellte Frage. „Sind mit unserm Peterle und Heinrich heute Mittag bei Maaskörbels angekommen. Haben die Nacht auf der Prärie gelegen.“

Dann wurden, soweit man sie wußte, die Einzelheiten erzählt.

Heinrich und Peterle hatten, wie gewöhnlich, am Morgen das Vieh auf die Weide getrieben, diesmal jeder ein Pferd unter dem Arm. Während sie nun mit den Pferden spielten, kamen gegen zehn Uhr Jobbele und Madelene schüchtern heran. Jobbele wurde an einer Hand von Madelene geführt, mit

den Knöcheln der andern rieb er sich die verweinten Augen.

„Was fehlt dem?“ fragte Heinrich.

„Er ist kalt und hungrig,“ antwortete Madelene.

„Hungrig?“ sagte Peterle, lief und holte den Kessel. „Do, eß du au,“ sagte er zu Madelene.

Während sie das Essen gierig verschlangen, bemerkte Jobbele die Pferde und sagte zu Madelene, den Mund so voll, daß er kaum sprechen konnte: „Guck Madelene.“ Bald war alles Leid vergessen. Die vier spielten mit den Pferden und lachten und schrien, als hätten sie seit Jahren sich gekannt. Sie sahen sich aber zum ersten Male. Die Kinder ließ man in der Regel leider, wenn man in die kirchliche Versammlung ging, zu Haus. Sie hätten den ganzen Tag gespielt, wenn das Mittagshorn sie nicht nach Hause gerufen hätte. So waren sie zu Maaskörbels gekommen, wo sie von dem Brummbären sofort erkannt wurden.

Schallmeier bot sich an, sie nach Hause zu bringen, und was war natürlicher, als daß seine Frau, die ihn so lange nicht bei sich gehabt hatte, mitfuhr?

Kam es ihnen doch vor, als hätten sie erst Hochzeit gefeiert und wären Brautleute. Nach einigen Tagen wollten sie auch einmal den Eirischen besuchen, der die Unverfrorenheit hatte, sich in ihr Nest zu setzen. Hatten sie ja doch das Land erst nach mehrjähriger Mißernte verlassen, um sich anderweitig den Lebensunterhalt zu verdienen, was ihnen nach dem Gesetze erlaubt war.

Als sie wieder zurückfuhren, sagte er zu seiner Frau: „Ich weeß net, awer selle Fraa," er meinte Frau Gluckkopf, „guckt juscht ebout aus wie meine Mammi."

XXI.

Das Zuklappen der Falle.

Urias Leisinger und seine Schwester fuhren mit den unbeschreiblichen Gefühlen, welche die offene Prärie in den Bewohnern des Waldlandes erzeugt, in Gesellschaft ihres fremden Kutschers wohl fünf bis sechs Stunden lang, bis sie bei Gluckkopfs anlangten. Sie stellten dem Fuhrmann allerlei Fragen über die Prärie, die er nicht beantworten konnte, weil er, wie er sagte, erst seit einigen Tagen dort wohne. „Wie er heiße," fragte Leisinger. „Miller," war die Antwort. Sie sprachen englisch, denn Herr Miller war ein Yankee, oder Engländer, oder Schotte, oder ein so verkommener Deutscher, daß er kein Wort deutsch verstand. Ob er mit dem Bankier verwandt sei, war die nächste Frage. Sein Vater sei er. Wo er gewohnt habe. Da und da im Staat Indiana. Die beiden Geschwister schauten einander an. Dem Kutscher war das nicht entgan-

gen; auf die Frage nach seinem Vornamen gab er erröthend zur Antwort: „Georg.“ Seine Verlegenheit war aber auch den andern nicht entgangen. Dem Kutscher war es plötzlich eingefallen, daß auch sein Sohn mit einem Pennsylvanier, Namens Urias Leisinger, Geschäfte mache. Er suchte, indem er das Gespräch auf ein anderes Thema lenkte, seine Verlegenheit zu verbergen, rutschte aber beständig hin und her auf seinem Sitz und konnte sich des Gedankens nicht erwehren, daß vier Augen hinten auf dem Wagen ihn scharf auf's Korn nahmen.

Als sie in die Nähe von Gluckkopfs kamen, fing die Menschenmenge, die sie schon von weitem gesehen hatten, an, sich deutlicher abzumalen. Es war ein buntes Gewimmel. Da waren die Nachbarn in ihren Bauernkitteln, einige davon zerrissen, unter ihnen Maaskörbel, Zinkeisen, Schmidt und andere. Da war auch der bunte Waldvogel mit seiner Frau. Da war der Sheriff, hoch auf einem alten Faß gestikulierend mit rothgeschrienem Gesicht, der im Namen des Gesetzes, allen Gesetzen zum Hohn, die verpfändeten Gegenstände feil bot. So waren nämlich die Dokumente abgefaßt, daß der betreffende auf alle

gesetzlichen Rechte Verzicht leistete: nicht nur die Pfandobjekte, nein auch noch so viel vom übrigen Eigenthum wie erforderlich ist, um den Gläubiger zu befriedigen, darf von diesen beansprucht werden, 2c. Da war zwischen den Bauernmützen ein seidener Cylinder, und Maaskörbel konnte sich kaum halten, daß er ihn nicht mitsammt dem „faulen Kürbis," auf welchem er saß, in den Koth stampfte. Es hatte aber, als die Fremden eintrafen, etwas anderes seine Aufmerksamkeit in Anspruch genommen. Denn da waren auch zwei Indianer, die scheinbar zufällig sich eingefunden hatten.

Nachdem „Georg" Miller dem Cylinderhut etwas ins Ohr geflüstert hatte, machte er sofort Kehrt und fuhr, was die Pferde laufen konnten, in die Stadt zurück.

Da waren auch viele Weiber, die aus herzlichem Mitgefühl für Frau Gluckkopf sich eingefunden, was noch dadurch gesteigert wurde, daß man von der nächtlichen Flucht und von den verlornen Kindern gehört hatte.

Frau Gluckkopf saß schon seit Beginn der Auktion wieder bewegungslos da. Es war eine Art

Betäubung auf sie gefallen, sie sah alles was vorging wie im Traume, ihre Sinne waren verwirrt, das Menschengewimmel fing für sie allmälig an zu kreisen, wie ein Karrusel. Der Sheriff hatte sich schon heiser geschrieen und die paar Pflüge und Eggen, die Gras- und die Erntemaschine, Pferd und Kuh und was sonst losgeschlagen werden sollte, war kaum zur Hälfte verkauft, als Herr Leisinger um ein Uhr angefahren kam. Eben jetzt erhob sich ein Getümmel. Der Sheriff war vom Fasse gesprungen und hatte einen der Indianer, die lauernd umherspähten, gegriffen. Der andere wollte ausreißen, es erfolgten Schüsse; er mußte die Hände hoch halten und wurde gefangen genommen. Beiden wurden eiserne Manschetten angelegt, und Maaskörbel und Zinkeisen erhielten vom Sheriff, der jedem einen Revolver in die Hand gab, den Auftrag sie zu bewachen. Maaskörbel und der Sheriff hatten schon längere Zeit einander verstohlene Blicke zugeworfen. Nur drei in der Versammlung wußten, was dieses zu bedeuten hatte. Der Dritte war der Cylinder. Es war dem Sheriff nicht entgangen, daß Frank Miller und die Indianer einmal auf einige Minuten hinter

dem Stalle verstohlen conferirt hatten. Zinkeisen bemerkte bald, daß eine der Rothhäute mit dem linken Auge blinzelte, worauf er selbst dem Maaskörbel zu blinzelte, der mit einem bejahenden Nicken antwortete. Auf die vielen Fragen, was das zu bedeuten habe, antwortete Maaskörbel nur. „Werdet's schon erfahren."

Kaum hatte man sich wieder dem Verkaufe zugewandt, da ertönte wieder ein Schrei. Es war die fremde Frau, Leisinger's Schwester. Sie hatte in dem „Bunten" ihren wilden Sohn erkannt. „Lucinde, bist du's?" fragte sie freudig erregt, als diese auch herangetreten kam. Maaskörbel und Zinkeisen, die diese Scene von der Seite mit angesehen hatten, hätten beinahe die beiden Indianer vergessen. Das zuckende Auge hatte schon umgeschaut, ob der Weg nicht etwa frei sei.

„Ich werd dir, du Galgenaas," schrie Maaskörbel ihn an. In der Ferne nach der Stadt zu, sah man einen Cylinderhut fahren.

Mittlerweile hatte Valentin Gluckkopf und Leisinger miteinander conferiert. Jetzt trat er an den Sheriff heran, und bat ihn, inne zu halten. Der

Sheriff war ein Deutscher. „Wie viel," frug Leisinger, „is der Mann do," er zeigte auf Gluckkopf, „dem Frank Miller schuldig, ich will's bezahle."

„Weiß ich nicht genau," sagte der Sheriff, muß erst die Papiere ansehen." Er zog sie aus der Tasche, setzte die Brille auf, rechnete mit dem Bleistift und sagte: Kapital 150, Zinseszinsen von zwei Jahren 224, Advokatengebühren 100, wollen sagen 50, im ganzen 424 Dollars.

„Kannscht du en 500 Dollar Bill wechsle?"

„Nein, das kann ich nicht."

„Well, wuhnscht du in dem Schtädtel? Dann nemm die 500 Daler, du kannscht mir dann rausgewe, wann ich in die Schtadt kumm." "All right," sagte der Sheriff, und die Versteigerung war zu Ende.

„Hurrah, Hurrah!" ertönte es nun aus hundert und mehr Kehlen. Maaskörbel fragte, was jetzt wieder los sei. Man erzählte ihm was vorgefallen war. „Hier, nimm einer den Schießprügel," sagte er, dann warf er seine Mütze hoch in die Luft und rief: „Hurrah!" und die ganze Menge rief noch einmal mit. Es hat nicht viel gefehlt, sie hätten Herrn

Leisinger auf die Achseln genommen und ihn Schau getragen öffentlich, aber in gutem Sinne.

Der Tumult hatte Frau Gluckkopf aufgeschreckt. Sie hörte pennsylvanisch deutsche Stimmen, das waren Klänge aus der Jugend. Sie hatte zwischen den Deutschländern ihre „Muttersprache abgelegt, und das um so bälder, da sie gut deutsch lesen konnte ehe sie zwischen dieselben kam und sich außerdem nicht gern auslachen ließ. Sie stand jetzt auf und näherte sich den Schallmeiers, die einige Schritte von ihr sich im saftigsten Pennsylvanier-Deutsch unterhielten. Die Leute waren zu neugierig zu erfahren, was das mit den Indianern war, um eher nach Hause zu fahren, bis der Sheriff dieselben aufgeladen hatte und mit fortfuhr. Nachdem sie eine Strecke entfernt waren, sagte Maaskörbel: „Das sind keine Indianer, das sind die gottvergessenen Roßdiebe, die mich angeschmiert haben.“ Da erscholl abermals ein donnerndes Hurrah. Leisinger, der den glücklichen Fund seiner Schwester nicht bemerkt hatte, weil er da gerade auf die Seite getreten war, um mit Valentin Gluckkopf sich zu besprechen, trat jetzt an sie heran und fragte, ob sie die Nacht auf dem Lande

zubringen wollten, oder in die Stadt fahren, wozu es allerdings schon fast zu spät war. Daran, daß er keinen Fuhrmann und kein Fuhrwerk hatte, dachte er nicht.

„Was denkscht du? fragte seine Schwester verwundert. „Wer denkscht, daß des is'?"

„Ich kenn en net, kennscht du en?"

„Wei, mei Peter is es."

„Dady" stieß jetzt eine Frauenstimme schrill hervor," kennscht du mich net?" Frau Gluckkopf war es. Er blickte sie einen Augenblick scharf an, dann sagte er ganz betroffen: „Ich glaub wahrhaftig, es is die Källi!"

So war es auch.

XXII.

Abschied.

Die Menge zerstreute sich allmälig, nur Schallmeiers blieben die Nacht über da und Maaskörbel. Die kleine dicke Frau fuhr mit Zinkeisens nach Hause, mußte sie doch den Zwillingen die frohe Botschaft bringen, daß die Großmutter gekommen sei. Die Versteigerung gab der Prärie auf ein Viertelhundert Meilen im Umkreis Stoff zur Unterhaltung, und das lange.

Das war bei Gluckkopfs ein seliger Abend — nein eine selige Nacht. Denn nur die Kinder gingen zu Bett, aber erst, als sie hineingetrieben wurden. Großvater Leisinger konnte sich nicht satt sehen an Jobbele und Madelene, nannte Jobbele „en batziger gleener Kerl" und behauptete, Madelene sehe gerade aus wie ihre Mutter ausgesehen habe, als sie ein kleines Mädchen war.

Katharina Karolina Gluckkopf, das war nämlich ihr voller Name, konnte lange nicht sprechen, mußte bald lachen, bald weinen, bald beides zugleich. Hätte ihr Vater ihr Vorwürfe gemacht, das hätte sie ertragen können, als er aber erzählte, wie er die langen Jahre erst gesucht, sie ausfindig zu machen, dann von einem Manne, und zwar vom Vater des Frank Miller, wie er jetzt entdeckte, sei hintergangen worden, begann Frau Gluckkopf so heftig zu schluchzen, daß er abbrechen mußte. Maaskörbel mußte hinaus. Im Häuschen herrschte tiefe Stille. Man hörte, wie Maaskörbel sich draußen schneuzte und dazwischen brummte. Frau Gluckkopf erzählte, nachdem sie sich soweit erholt hatte, daß sie in abgebrochenen Sätzen erzählen konnte, wie sie mit ihrem Manne im Spätherbst vorigen Jahres zur Stadt gefahren sei, um die Papiere ihres Mannes einzusehen, die der Bankier aber um alles in der Welt nicht sehen ließ. Als sie sodann die Hypothek auf ihre Preemption unterschreiben sollte, habe sie ihres Vaters Namen darauf gelesen.

„Dann ist sie in Ohnmacht gefallen," fügte Valentin Gluckkopf hinzu, denn weiter erzählen konnte

seine Frau nicht, „und ich habe erst vorgestern Morgen erfahren, was die Ursache war.“

Die Schallmeiers wechselten schmerzvolle Blicke. So wurde weiter erzählt die ganze Nacht, unter anderem auch, wie Peter Miller, ihr erster Mann, schon im zweiten Jahre, als sie in Dakota waren, gestorben, wie sie dann Gluckkopf geehelicht, und mit ihm zuerst die Heimstätte, dann das Holzland (timber claim), die beide mit schweren Hypotheken belastet seien, abgesessen; und dann endlich doch noch eine Preemption, was sie anfänglich gar nicht im Sinne gehabt, aufgenommen hätten, um nach sechs Monaten noch einmal etwas Geld borgen zu können. Das alles schnitt ihrem Vater tief ins Herz; hätte er ja doch so leicht abhelfen können.

Am folgenden Tage wurden die Zwillinge geholt. Man hatte fürs erste beschlossen, eine Reise nach Ohio und Pennsylvanien zu machen. Niemand freute sich mehr über Peterles Glück, als Zinkeisen, und Niemand empfand schmerzlicher als er den Abschied von dem lieben kleinen Hirten.

Am fünften Oktober wurde aufgebrochen zur Reise. Maaskörbel brachte sie alle, auch die Stief-

söhne, die Frau Gluckkopf absolut mithaben wollte, in die Stadt.

Etwa zehn Meilen von der Stadt fanden sie einen Cylinderhut im Grase. Schallmeier holte ihn und setzte ihn auf. Die bunten Kleider und der Cylinderhut gaben ihm ein so komisches Aussehen, daß die vier Kinder sich todtlachen wollten. Sogar Frau Gluckkopf mußte trotz der schmerzlich tiefen Glückseligkeit laut lachen. Den hat der Wind dem Frank Miller fortgejagt, hieß es.

In der Stadt aber wurde ihnen erzählt, daß ein Geheimpolizist den Vater des Bankiers mit offenen Armen empfangen habe, um ihn wieder nach Indiana zu bringen, wo er sich für gewisse Fälschungen würde zu verantworten haben. Kaum jedoch hätte der Vater sich mit Widerstreben gefügt gehabt, als ein Gespann Pferde in die Stadt gesaust kam, mit den Stücken eines Wagens, einen zerfleischten und verstümmelten menschlichen Leichnam schleppend, mit halbabgerissenem Kopf.

„Gerechter Gott, murmelte Maaskörbel und taumelte gegen die Wand.

Später erfuhr man, daß der Bankier, dessen Company der Meik mit dem zuckenden Auge war, zwar in den letzten Jahren nicht mehr mit seiner früheren Diebsbande Pferde stahl; aber das Geld für die Spießgesellen verwaltete er, und richtete damit, wie wir wissen, mehr Unheil an, als jene mit ihrem Stehlen.

Unsere Reisegesellschaft bestieg den Zug und saß, nachdem derselbe schon lange im Gang war, noch immer wie betäubt da. Nur die Kinder, die beim Umherspringen in der Stadt keine Ohren gehabt hatten für das, was erzählt wurde, waren ganz ausgelassen. Jedes wollte an einem Fenster sitzen. Jobbele mußte alle fünf Minuten Wasser trinken, obschon er keine Häringe gegessen hatte. Das war ein Leben! Nach und nach fingen auch die Alten an aufzuleben. Peter Schallmeiers Mutter wurde mit einemmale wunderlich und sagte: „In dene Gleeder kannscht du mer net nach Ohio kumme; die Leit dhäte dich all auslache. Wu hoscht du die herre?" Er erklärte ihr nun, daß er im Norden Wisconsins in einem Holzfällerlager gewesen sei, da trüge man solche Kleider. Auch Gluckkopf und seine

Kinder sahen so verflickt aus, das Wittwe Schallmeier sich im Geheimen fast schämte, in solcher Gesellschaft zu reisen. Frau Gluckkopf hatte schon, ehe sie die Reise antraten, ein Kleid der Wittwe angezogen. In St. Paul wurde dem jedoch abgeholfen, indem man die nöthigen Kleider kaufte.

Nachdem die Präriebewohner den Winter im Osten zugebracht hatten, bekamen die Kinder, und nicht nur diese, sogar die Alten, Peter Schallmeier abgerechnet, mehr oder weniger Heimweh nach der Prärie. Im Osten war es ihnen überall zu eng, sie waren die dünnere Luft und die ferne Aussicht nun einmal gewohnt. Herr Leisinger hatte das schon längere Zeit gemerkt, hatte sich auch seit der Reise mit einem Plane getragen, wie die Noth der frischen Ansiedler am besten zu lindern sei. Das Ende vom Lied war, daß man aufpackte und wieder auf die Prärie zog, in die alte Heimath. Die Bahn wurde in dem Jahr weiter gebaut, es kam eine neue Station und in Folge davon ein neues Städtchen in die Nähe von Maaskörbels und Zinkeisens. Herr Leisinger ließ ein schönes Bankgebäude aufführen, und er, sein Schwiegersohn und sein Neffe führten das

Geschäft unter dem Namen: **Deutsche Bank: Schallmeier, Gluckkopf und Co.** Ein gründlich geschulter deutschamerikanischer Advokat, den Herr Leisinger in Pennsylvanien anwarb, hatte Antheil und unterrichtete die Andern in der Führung des Geschäfts. Sie hatten bald alle Hände voll zu thun, denn ihr Ruf verbreitete sich rasch. Sie gaben zu geringen Zinsen den armen Leuten das nöthige Geld und wurden so zu einem Segen für die ganze Umgegend. O, daß noch viele Leisingers sich weit draußen auf der Prärie niederließen!

Auch einen geschickten Arzt bewog man, sich dort niederzulassen.

Vor allen aber sorgte man für Kirche und Schule, Noch ehe ein Prediger kam, wurde eine Gemeinde organisirt, und zum Aeltesten wählte man Maaskörbel (!) Er weigerte sich aber entschieden, das Amt anzunehmen: „Ich passe nicht dazu," sagte er, „das wißt ihr gut genug; ich bin viel zu gottlos." Alles Zureden war vergeblich, er that's nicht.

Was aus den Kindern noch wird, muß sich erst noch zeigen, sie gehen jetzt noch in die Schule.

Peterle durchstreift oft die Prärie, besucht die Stätten seiner frühern Thätigkeit und besieht sich die Häuschen und Ställchen, die er damals gebaut, oder deren Ruinen. Von den kleinen Musikanten bekommt er aber keinen zu Gesicht. Zuweilen geht er auch mit seinem Vater auf die Präriehühnerjagd. Beständig in der Bank zu sein, kann dieser nicht aushalten; um seinem unruhigen Gemüth die nöthige Abwechslung zu verschaffen, hat man ihm das Reisen übertragen. Des Jahres ein oder zwei Mal muß er nach Pennsylvanien, um nach den Einkünften von den Kohlengruben zu sehen.

Viele Silberfäden in Frau Gluckkopfs nußbraunem Haupthaar, und ein edler Ernst in ihren Zügen zeugen noch von der schmerzlichen Vergangenheit, aber freundlich und gütig gegen Jedermann ist sie dennoch, und eine gereifte Christin. Denn auch sie, wie schon früher ihren Mann, hat der Herr aus der Finsterniß in sein wunderbares Licht geführt. Vielen armen Familien ist sie durch ihre Mildthätigkeit zum Segen geworden, weit draußen auf der Prärie.

LIBRARY OF CONGRESS
0002536952A